Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1937

60. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 3. März 1937. Nummer 9.

Hast du mich lieb?

Wenn dich dein Heiland fragt:
Hast du mich lieb?
Wird nicht dein Herz verzagt,
Dein Auge trüb?

Gabst du dein Leben ganz
In seine Macht,
Im Freudensonnenglanz,
In Leidensnacht?

Und gingst du fort und fort
Auf seiner Bahn,
Hast du nach seinem Wort
Dein Werk getan?

Hast du mit Armen gern
Dein Brot geteilt,
Bist jemandem als Stern
Vorangeeilt?

Hast du ihn frei bekannt
Vor aller Welt,
Dich, wo sein Banner stand,
Zum Kampf gestellt?

Und hast du nie gebebt
Vor Kreuz und Tod
Und mutig das erstrebt,
Was einzig not?

Nur wenn du das geübt
Von Anbeginn,
Hast du den Herrn geliebt
Nach seinem Sinn.

Wird nicht dein Herz verzagt,
Dein Auge trüb?
Wenn dich dein Heiland fragt:
Hast du mich lieb? J. Sturm.

Eine Aufforderung zur Freude über unser himmlisches Namensverzeichnis laut Luk. 10, 20.

Als wir im Jahre 1923 erfuhren, daß unser Namensverzeichnis in das Buch der Emigranten eingetragen worden war, die schon im Sommer desselben Jahres die Möglichkeit haben sollten, das Land der Schrecken verlassen zu können, da war unsere Freude groß und unsere Herzen fühlten dankbar. Der Grund zu dieser Freude ist jedoch kaum zu vergleichen mit der köstlichen, inhaltsreichen Wahrheit: Ich bin im Himmel angeschrieben und Gottes Kindern zugezählt. Mich hatte schon sein brünstig Lieben von Ewigkeit dazu erwählt. — Auch die Freude der Jünger über ihren Erfolg in der Missionstätigkeit muß im Vergleich zu dieser Tatsache verblassen. Fragen wir uns nun zuerst: Wann ist das geschehen? In Offb. Joh. 20, 15 heißt es: „Und so jemand nicht ward erfunden geschrieben in dem Buch des Lebens, der ward geworfen in den feurigen Pfuhl." Nach Vers 12 werden dort in den himmlischen Regionen außer dem Buche des Lebens auch noch andere Bücher geführt. Moses singt in seinem Abschiedsliede, daß des Herrn Werke unsträflich seien und alles, was er tut, recht sei, 5. Mose 32, 4. Auch diese Bücher, die dort geführt werden, bedürfen keiner Berichtigung. Das originale Buch des Lebens ist in allem richtig und unveränderlich.

In Ebr. 10, 1 heißt es, daß das Gesetz den Schatten von den zukünftigen Gütern habe, nicht das Wesen der Güter selbst sei. Auch in der alttestamentlichen Zeit wurden schon Bücher geführt. In 1. Mose 5, 1 heißt es: „Dies ist das Buch von des Menschen Geschlecht," und es folgt das Namensverzeichnis der Patriarchen. Laut 2. Mose 19, 5—6 machte der Herr mit dem Volke Israel einen Bund und erwählte es unter gewissen Bedingungen zu seinem Eigentum vor allen Völkern; also das ganze Volk. In 2. Mose 30, 12—16 wird uns mitgeteilt, daß die Häupter des Volkes gezählt wurden mit allen männlichen Seelen, die 20 Jahre alt waren und darüber; diese mußten ein jeder einen halben Silberling geben zur Versöhnung seiner Seele. Dadurch wurde das ganze Volk repräsentiert und ins Buch des Lebens eingeschrieben, wie aus 2. Mose 32. 32—33 zu schlußfolgern ist.

Diese Versöhnung und Einschreibung des Volkes Israel ins Buch des Lebens ist vorbildlich für die neutestamentliche Zeit. Die Versöhnung geschah auf Golgatha. In Kol. 1, 19-20 schreibt Paulus, daß Gott durch Christum alles versöhnte, es sei auf Erden, oder im Himmel. An die Korinther schrieb er im 2. Briefe 5, 19, daß Gott in Christo die Welt versöhnt habe. Ebr. 2, 9 heißt es, daß Jesus für alle den Tod schmeckte. Also für mich, auch für dich, lieber Leser, und auch für Judas Ischariot.

Gott, der himmlische Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, hat uns nach Eph. 1, 4 durch Christum erwählt, ehe der Welt Grund gelegt war, und zur Kindschaft verordnet. Wen er erwählt hat, das lehrt Jesus sehr klar in Joh. 6, 44—45. Er sagt, daß niemand zu ihm kommen könne, es sei denn, daß der Vater, der ihn gesandt habe, ihn ziehe, fügt dann aber noch hinzu, daß laut Heiliger Schrift alle gelehrt — gezogen werden. Der Heilige Geist ist es, der die Welt straft, überzeugt und lehrt, an Jesum zu glauben. Wer dieses höret vom Vater und lernet's, der kommt zu Jesu. „Der Himmel steht offen, Herz, weißt du warum? Weil Jesus gekämpft und geblutet — darum"

In Psl. 13, 16 ruft der Sänger David aus: „Und waren alle Tage auf dein Buch geschrieben, die noch werden sollten und derselben keiner da war."— Laut meiner Erkenntnis wurden damals, als Jesus am Kreuze ausrief: „Es ist vollbracht", alle Seelen der Welt, für die das Versöhnungsopfer gebracht worden war, in das Buch des Lebens eingeführt. Denn die Handschrift, die wider uns war, hatte Jesus aus dem Mittel getan und an das Kreuz geheftet. Kol. 2, 14. Er erlöste die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten. Ebr. 2, 15. Nach Eph. 4, 17 ist er — Jesus — aufgefahren in die Höhe und hat das Gefängnis gefangen geführt; die Gefangenen also frei gemacht. Von Gottes Seite ist alles getan worden, was zum Leben und göttlichen Wandel erforderlich war. Wer das gläubig anerkennt und Jesum in sein Herz aufnimmt, dem gibt er die Macht, ein Kind Gottes und ein Erbe Gottes zu werden.

Es fragt sich nun weiter: Kann der Name desjenigen, der im Himmel angeschrieben ist, auch ausgetilgt werden?

In 2. Mose 23, 33 sprach der Herr zu Mose: „Ich will den aus meinem Buch tilgen, der an mir sündiget." David betet Psl. 69, 29: „Tilge sie aus dem Buch der Lebendigen. Sollte er um etwas Unmögliches gebetet haben? Ich glaube, nien. Die Gemeinde zu Sardes hatte den Namen, daß sie lebe, aber sie war tot. Nur etliche Namen waren daselbst, die ihre Kleider nicht besudelt hatten, und deren Namen sollten auch nicht ausgetilgt werden aus dem Buch des Lebens. Offb. Joh. 3, 4—5. In Kap. 20, 15 lesen wir: „Und so jemand nicht ward erfunden geschrieben in dem Buch des Lebens," — also dessen Namen schon ausgetilgt worden war — der ward geworfen in den feurigen Pfuhl. Diejenigen aber, deren Namen im Buche des Lebens verzeichnet standen, will er namentlich vor seinem Vater und dessen Engeln bekennen. So sagt Jesus, der Mund der Wahrheit.

Etliche Beispiele aus dem Worte Gottes. Der Apostel Johannes unterscheidet zwischen Todsünden und Sünden nicht zum Tode. Judas Ischariot beging eine Todsünde, der Apostel Petrus eine Sünde, die nicht zum ewigen Tode führte, denn er tat Buße, erhielt Vergebung. Jesus sagte zu seinen Jüngern in Matth. 13, 15: „Denn dieses Volkes Herz ist verstockt, und ihre Ohren hören übel, und ihre Augen schlummern, auf daß sie nicht dermaleins mit den Augen sehen, und mit den Ohren hören, und mit dem Herzen verstehen, und sich bekehren, daß ich ihnen helfe." Also ausgetilgt aus dem Buche des Lebens.

Laut heiliger Schrift werden nur diejenigen Anteil an den Gütern des ewigen Lebens haben, deren Namen im Buch des Lebens verzeichnet stehen. Wir glauben doch aber alle, daß unsere Kinder, die in ihren Unschuldsjahren sterben, auch Miterben des ewigen Lebens sind. Demnach müssen auch ihre Namen im Himmel angeschrieben worden sein. Laut meiner Erkenntnis wurden alle unsere Namen infolge des Versöhnungstodes Christi ins Lebensbuch eingeschrieben. Wer das durch den Glauben an Jesum und ein geheiligtes Leben bestätigt, dessen Namen wird nicht ausgetilgt werden. Wer jedoch die Gnade Gottes auf Mutwillen zieht, sich nicht bekehren will, oder sich nicht recht bekehrt und wetterwendisch lebt, der steht in Gefahr, daß sein Name ausgetilgt wird aus dem himmlischen Lebensbuche. Denn, will man sich nicht bekehren, so hat Gott, der rechte Richter, sein Schwert gewetzt und seinen Bogen gespannt und zielt, und hat draufgelegt tödliche Geschosse; seine Pfeile hat er zugerichtet zu verderben. Psl. 7, 12—14.

Da nach Ebr. 1, 11—12 der Herr derselbe bleibt also nicht wandelbar ist, wenn auch Himmel und Erde ver-

Deutsches Radio-Programm

Das Radio-Programm, das der Chor der Süd-End Menn. Br. Gem., Winnipeg, am 19. Februar lieferte, fand bei der Leitung der Radiostation solchen Anklang, daß die Herren uns baten, eine Reihe solcher Programme zu geben. Das nächste wird nun am 5. März (Freitag), 9.30—10 Uhr abends gebracht werden über CJRC Winnipeg und CJGX Yorkton, (Kurz- und Langwellensender.)

Wir würden gerne erfahren, wie die Aufnahme an den verschiedenen Orten ist, und gute Kritik würde uns helfen, Fehler zu vermeiden, um Euch noch besser dienen zu können.

Joh. H. Neufeld,
465 William Ave., Winnipeg.

wandelt werden sollen, so ist anzunehmen, daß der Herr den Namen eines Menschen nur einmal ins Lebensbuch einschreibt und, wenn er ihn austilgen muß, dieses dann unabänderlich bleibt. Als Judas Ischariot in seinem, den Mammon liebenden und den Heiland verachtenden Sinn, verharrte, wurde sein Name ausgetilgt aus dem Buche des Lebens und der Satan fuhr in ihn.

Wer es glauben kann, daß sein Name im Himmel angeschrieben ist, der hat Ursache, sich darüber zu freuen, und derjenige wird auch seines Standes gemäß leben, denn der Gerechte wird seines Glaubens leben.

Mit freundlichem Brudergruß an alle Leser von Eurem Mitgenossen am Reich und an der Trübsal.

Gerhard P. Regehr.
2319 Aldrich Ave. No.
Minneapolis, Minnesota.

Aus einem Brief des Bischofs Ignatius von Antiochia an den Bischof Polykarp von Smyrna.

„Steh fest, wie der Amboß unter den Hammerschlägen. Ein guter Ringer siegt, obwohl er geschunden wird. Um Gottes Willen zumal gilt es, alles zu ertragen, auf daß auch Er uns ertrage. Werde noch eifriger, als du schon bist. Lerne die Zeit verstehen. Den erwarte, der über der Zeit ist, den Zeitlosen, den Unsichtbaren, der unsertwegen sichtbar ward; den Unberührten, den Leidenlosen, der unsertwegen auf alle Weise geduldet hat. Mühet euch miteinander; kämpfet, laufet, leidet, ruhet, wachet miteinander als Gottes Haushalter, Tischgenossen und Diener! Gefallet eurem Kriegsherrn, von dem ihr ja auch den Sold empfanget; daß keiner von euch werde fahnenflüchtig! Eure Taufe bleibe eure Rüstung, der Glaube der Helm, die Liebe der Speer, die Geduld die Waffe."

Beide, Briefschreiber wie Briefempfänger, sind den Märtyrertod gestorben; ersterer am Kreuz, letzterer auf dem Scheiterhaufen. So hat das Wort volle Glaubwürdigkeit!

„Verlorene Söhne."

Diese feine, hochspannende Erzählung aus dem Leben unseres Volkes in Rußland in den Jahren von Krieg und Revolution, dargeboten von P. Klassen (Quidam) ist letzten Herbst in der „M. Rundschau" erschienen. Die verlorenen Söhne sind: ein Mennonit, ein Reichsdeutscher und ein Ruße. Ihr Streben, Kämpfen, Irren, Suchen und Finden als Menschen, die sich sowohl zu Christo als auch zur Wehrlosigkeit durchdringen, ihre klare, feste Stellung, ihr mutiges Bekenntnis sind real und ergreifend geschildert. Es treten ja außer diesen noch manche Personen handelnd auf; aber alle sind sie scharf gezeichnete Charaktere, jedes ein Original für sich, keine Kopie. — So waren unsere Leute durchschnittlich, so waren auch die russischen Vorgesetzten oder auch der einfache Russenjunge, so ward auch das Wirtschafts- und Gesellschaftsleben der Mennoniten. Doch das ist nicht die Hauptsache. Der Brennpunkt der Erzählung liegt darin, wie etliche gerade, ehrliche, biedere Menschenkinder es an sich erleben, was es heißt, wehrahft zu werden, dem Ehrgeiz Raum über alles, auch über das Gewissen zu geben; wie das Gewissen erwacht, welche Qualen nicht nur der Held der Geschichte, sondern auch die nächsten Angehörigen durchmachen, die Eltern, die Braut, der Freund. Bittere Wahrheiten an die Adresse mennonitischer, wehrloser Gemeinden werden ausgedrückt über die schwere Unterlassung, das Prinzip der Wehrlosigkeit in der Lehre versäumt zu haben. In diesem Punkte habe ich übrigens den Eindruck als hätte er auch in einer kürzeren Fassung ausgedrückt werden können. Der Ausgang der Geschichte, der Schluß ist wunderschön. Herzerquikkend ist diese klare Stellung als Jünger Jesu, als Kriegsgegner, die Einigkeit des Geistes unter den völkisch so verschieden geratenen Charakteren, die auch den hohen russischen Beamten Hochachtung und Wertschätzung abnötigt. Sollten einige handelnden Personen im Anfange der Erzählung einem jemand nicht fromm genug erscheinen, der bedenke, daß sie später nach der Umwandlung ganz anders waren: dieser jemand bedenke, daß er selbst früher wohl auch sehr zu wünschen übrig ließ. — Da ich seit dem Lesen jener Erzählung eine lange Reise nach Californien und B. C. machte und sonst viele Erlebnisse bisher dazwischen gekommen sind, kann ich nur aus dem Gedächtnis Einiges wiedergeben, es ist viel mehr Gutes drin.

Mein lebhafter Wunsch für die Sache der Wehrfrage ist, daß diese „Verlorenen Söhne" als Broschüre gedruckt werden und daß jeder Vater ein Exemplar derselben ins Haus schaffe, nötigenfalls auf Kosten der Gemeinde. Eure Söhne und Töchter werden nachdenken, werden dann auch nach einem Buche ausschauen, daß die Sache selbst laut Gottes Wort in Lehre und Erfahrung und Geschichte betrachtet. Das wäre der erste große Schritt. Ich habe hier nicht die neuen Canadier, etwa die Eingewanderten besonders im Auge, nein ich meine alle Brüder und Schwestern, alle Gemeinden, mit denen ich in der Wehrfrage auf demselben Boden des Bekenntnisses stehe. Sollte in dieser so wichtigen Frage irgend eine Gemeinde die geringen Kosten für ein paar Broschuren scheuen?

Weil aber in manchen Häusern die junge Generation nur englische Schriften liest, wünsche ich zweitens eine englische Uebersetzung der „Verlorenen Söhne". Es sollte dieses jemand als Dienst für die edle Sache tun, jemand der die Sprache literarisch gut beherscht. — Wie gesagt, werden unsere lieben jungen Brüder und Schwestern sich nach einem zweiten Buche umsehen, wie oben angedeutet. Es ist fertig und liegt vor unter dem Titel:

Die biblische Lehre von der Wehrlosigkeit von John Horsch. (Zu beziehen vom Rundschau Publ. House.)

Den denkenden, prüfenden Jünglingen und Jungfrauen Deines Hauses lege noch diesen Winter diese wertvolle Schrift in die Hände. Mehr noch: „Versuchet euch selbst, ob ihr im Glauben seid; prüfet euch selbst;" 2. Kor. 13,5. Nur der kleinste Teil der Schrift von 127 Seiten ist der Betrachtung der Lehre selbst gewidmet. Der größere Teil derselben führt den Leser auch historisch durch die Jahrhunderte, zu zeigen, wie die Lehre gegen Schwert und Krieg seine entschiedenen Vertreter immer gehabt hat. Ohne viel über die Schrift zu sagen, lasse ich am besten das Inhaltsverzeichnis folgen:

1. Die Lehre von der Wehrlosigkeit im Neuen Testament. 2. Der Alte Bund und die Wehrlosigkeit. 3. Die Stellung der Christen der ersten Jahrhunderte zu dem Grundsatz der Wehrlosigkeit. 4. Luthers Auffassung von der Wehrlosigkeit. 5. Zwingli und Oekolompad über die Wehrlosigkeit. 6. Die Täufer und die Wehrlosigkeit. 7. Das Verhältnis des wehrlosen Prinzips zu dem Grundsatz der Gewissensfreiheit. 8. Der widerchristliche Charakter des Krieges. 9. Patriotismus — Militarismus — Pazifismus. 10. Das Reich Gottes und das Reich der Welt. 11. Das wehrlose Prinzip im Lichte des jüngsten Krieges.

Sehr wertvoll ist auch der Anhang von ca. 20 Seiten. Hier werden eine Menge historischer Nachweise, geschichtlicher Notizen, Aussprüche aus der alten und neuen Zeit und ein reichilcher Quellennachweis geboten.

Coaldale, Alta. Den 13. Feb., 1937.

B. B. Janz.

Es wird ernst.

An alle meine Mitpilger, die aus der russischen unendlichen Not und dem Elende in ein Land der Ruhe gekommen sind. Vor jenen 17 — 20 Jahrenn haben wir alles menschenmöglich Schwere erlebt: Krieg und Kriegsgeschrei, Feuer und Schwert, Hunger und Pestilenz. Obwohl es schon solange her ist, steht es uns bis auf den heutigen Tag lebhaft in Erinnerung. Wir und unsere Kinder möchten nie, nie wieder dergleichen erleben. Das ist aber doch möglich, sogar sehr wahrscheinlich. In den V. Staaten geht es rasch einer großen inneren Verwickelung entgegen, mehr noch einer Katastrophe entgegen. Bei einer Krisis oder gar einem Umsturze dort kann auch Canada nicht frei stehen bleiben: die Lavine vom Süden her bricht durch und reißt alles mit sich fort. Auch die beste stärkste Gegenwehr würde nichts ausrichten, zumal im Lande hier übergenug Zündstoff zum Verderben des eigenen Landes vorhanden ist. Und ob auch eine Abwehr erfolgreich wäre, für uns steht die Frage auf einer andern Linie zu beurteilen. — Sodann ist die Kriegsgefahr in Europa sehr groß; man denkt zwar, daß Canada oder die V. Staaten nicht sobald mit eingezogen werden würden. Der Mensch denkt. Die ganze Lage zeigt uns den Ernst dieser Zeit. Es wird ernst. Und es wird draufankommen. Eine eigene, persönliche, klare, feste Stellung ist durchaus notwendig, ob es für Dich und mich eine evangelische Wahrheit ist — nicht Menschenblut zu vergießen, oder nicht; ob Du und ich bereit sind, unser Herz und Gewissen und Hände von vorne herein frei davon zu halten oder mitzutun in dem kommenden Chaos, Partei gegen Partei, heute so, morgen anders, übers Jahr noch neue Parteien.

Für sehr viele unter uns ist es keine Frage, sie haben die klare Aufgabe, angeleitet durch das Leben Jesu Christi, sein Wort und Geist, die Lebensreise ohne Schwert zu machen; symbolisch ausgedrückt, nur mit Bibel und Pflug bewaffnet. Manche andere schwanken — innerlich nicht klar. Noch andere sind abgefallen. Es fehlt mehr Licht in dieser Beziehung, besonders für die in guter Meinung Schwankenden.

Es hieß seinerzeit, etwa aus dem Munde Vater Abrahams nach Luk. 16: „Sie haben Mose und die Propheten, laß sie dieselbigen hören". Doch seitdem Gottes Sohn Jesus Christus selbst kam und als Sohn des Höchsten die Deklaration ausgab: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist . . . , Ich aber sage euch", haben wir an seiner Person, an seinem Worte und Geiste volles helles Licht in jeder Beziehung auch für die Wehrfrage. Und es werden diejenigen die festesten Charaktere werden, die sich selbstständig an Ihm und dem Neuen Testamente zurechtfinden. Nicht an dem Alten Testamente, denn obwohl es einige der prächtigsten Beispiele der Wehrlosigkeit gibt, obwohl es in 1. Mose nachdrücklich warnt, Menschenblut zu vergießen, so ist es doch im ganzen wehrhaft. Doch heute sehe ich von einer lehrhaften Betrachtung der Wehrfrage ab.

Zwei Dinge möchte ich hier nennen: 1. Es geht um eine bestimmte klare Darlegung des Grundsatzes der Wehrlosigkeit selbst; und es ist in dieser Richtung schon sehr Gutes gebracht worden. 2. Eine reiche Auswahl von Beispielen von Wehrlosigkeit aus jenen schweren Jahren in Rußland. Zu Punkt eins möchte ich, wenn es sein darf, in aller Bescheidenheit auch einen Beitrag geben. Doch mit Punkt zwei werde ich allein nicht fertig. Da wende ich mich an Euch alle, die wir mit einander drüben gelitten und gestritten haben, „schlecht und recht, gottesfürchtig und haben getrachtet, das Böse zu meiden." Bitte, wo immer und wer immer es gewesen ist, ob von sich oder andern, teile solche wichtigen Erlebnisse jener Zeit mit zur Ehre unsers Herrn und zu Nutz und Frommen mancher Seele. Bringe sie entweder hier im Blatte, oder wenn es dir lieber ist, sende es mir zur Verwendung. Es ist ja alles, auch unser Streben in dieser Beziehung nicht vollkommen gewesen; es ist aber mit Furcht und Zittern versucht worden den Weg des Lammes zu gehen. Es ist Demut und Bescheidenheit, davon zu schweigen, während die Ausfälle, die Heldentaten nach der andern Seite (ich meine die Wehrhaftigkeit,

Selbstschutz, etc.) recht laut geworden sind. Wenn nun aber diese Mitteilungen gleich Sternlein manchem jungen Wanderer leuchten können, ihn aufmuntern, es ihm erleichtern, seinen Weg zu gehen, warum dann nicht? Dann bitte, gib deinen Beitrag gerne. Und warum sollen wir ins 16. Jahrhundert zurückgreifen nach Beispielen bewiesener Wehrlosigkeit (etwa Dirk Willems, oder der Quäker bei der Belagerung Kopenhagens), wenn heute, im 20. Jahrhundert mancher einfache Mennonit klare Stellung genommen hat. Einige haben dadurch Sieg auch über die verhärteten Herzen der Krieger und Mörder erlangt, sind frei geworden; andere haben schwere Leiden auf sich genommen; noch andere haben ihr Leben dargelegt (Jakob Dick, Apenlee, und viele andere). Wir möchten zahlreiche Beispiele nach allen Seiten hin haben. Auf meinen vielen Reisen in Rußland habe ich immer wieder herrliche Zeugnisse aus den verschiedensten Ansiedlungen gehört; jene Zeit war für mich zu bewegt, ich konnte sie nicht festhalten. Und es ist merkwürdig: viele jungen Leute lesen und hören die Zeugnisse viel lieber als eine Abhandlung über das Thema, sie ziehen die Taten den Worten vor.

Zum Schlusse möchte ich mahnen: „Was du tust, das tue bald"; und „Des Königs Sache hat Eile."

B. B. Janz.

Coaldale, Alta., 13. Febr. 1937.

Reise-Allerlei in bunter Folge.

Von E. Kuhlmann.

(Fortsetzung.)

„Werden wir uns dabei einer Tatsache bewußt: **Wenn in Deutschland einmal die Ernte nur um 20% sinkt, dann ist es für unser Volk eine Katastrophe.** 20% weniger Getreide würde für unsere deutsche Ernährung von furchtbaren, kaum vorstellbaren Wirkungen sein. Was Menschen tun können, um eine solche Katastrophe zu verhüten, das tun wir in Deutschland. **Allein, umsomehr empfinden wir darum das Gebot, alljährlich Dem zu danken, von Dem schließlich diese 20% abhängig sind.** Wir wissen, daß erst die ewige Vorsehung ihre gnädige Zustimmung geben muß zu dem, was menschlicher Fleiß und menschliche Arbeit zu leisten vermögen. Und deshalb vereinen wir uns an diesem Tage, um dem Herr Gott zu danken, daß Er die Arbeit eines ganzen Jahres nicht vergeblich hat sein lassen, sondern das uns aus der Arbeit dieses Jahres wieder das tägliche Brot für unser Volk gekommen ist für das folgende."

Mancher der lieben Leser ist vielleicht überrascht ob solcher Sprache. Das hat man Adolf Hitler nicht zugetraut, der ja bekanntlich ein Gegner des Christentums sein soll, ja, unter dem man eine Christenverfolgung bereits kommen sah. Nun, lassen wir das jetzt, habe später noch mehr zu sagen. — — Ueber eine Million deutscher Volksgenossen hat sich **dem kalten, regnerischen Oktobertag am Bückeberg ausgesetzt,** um mit seinem Oberhaupt den Erntedanktag zu begehen. **Es waren zum allergrößten Teil Bauern. Aus dem ganzen Reich waren** sie zuhauf gekommen, um aus des Führers Mund zuerst hingewiesen zu werden, Dem zu danken, Der allein die Frucht der Arbeit des Landmanns bestimmt. Wo eine solche Führung besteht, ist noch Hoffnung für bessere Zeiten. Dabei ist ein bibelgläubiger Christ sich wohl bewußt, daß trotzdem sich Gottes Vorhersagen erfüllen werden, genau so wie bei Israel. Auch Israel hatte, wie 2. Könige und Chronika uns berichten, zeitweilig Führer, die das ganze Volk mit sich rissen, und große Feste leiteten die jeweilige Reformation ein. Freilich, schließlich ging das Volk doch zugrunde an seiner Sünde; so wird es mit den Nationen der Gegenwart auch sein. Aber der ganze Vorgang zeigt doch, daß in Deutschland noch lange nicht alle Gottesfurcht dahin ist.

Für ein nachdenkendes Kind Gottes gibt es immer wieder Gelegenheit, für allerlei Beweise der Gnade Gottes dankbar zu sein. Dankbarkeit ist zudem ein Mittel uns vor falschem Pessimismus zu bewahren, mit dem wir immer zu kämpfen haben.

3. Wandlungen im Völkerleben.

Wenn man so ziemlich 30 Jahre unter verschiedenen Völkern verkehrt hat, so merkt man, wie alles einer steten Veränderung, einem Wandel unterworfen ist. Davon ist kein Volk, kein Land ausgeschlossen. Vielleicht darf unsere heutige Zeit in Anspruch nehmen, daß nie zuvor in der Menschheitsgeschichte Wandlungen so rapide vor sich gegangen sind, wie in der heutigen. Darüber ließen sich ganze Bücher schreiben und werden auch geschrieben. Man sollte annehmen, daß der internationale Verkehr, der ja heute so überaus leicht möglich ist, die Menschen einander näher bringen sollte. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Der beste Beweis ist überall der in die Tat umgesetzte Versuch, sich von einander abzuschließen, oder, wenn möglich, den andern von sich abhängig zu machen.

In der Bord-Zeitung unseres Dampfers lasen wir am 17. November: „Legislation beschneidet die Einwanderung Quota um 90 Prozent und sendet alle Ausländer fort, die Relief empfangen." Antrag von Starnes, Alabama, Mitglied des Hauses für Immigration.

So suchen in U. S. A. Leute ernsthaft die Not zu beheben, die sich entwickelt hat infolge der ungeheuren Zahl derer, die vom Staat erhalten werden müssen. Eine andere Mitteilung besagte, daß volle Zwei-Drittel des Staatseinkommens benötigt sind, um Relief auszuzahlen. Das ist bestimmt eine unhaltbare Situation und zeigt, wie ernst die Lage ist. Allgemach wird die Erde zu klein für die Menschen, sie treten einander zu sehr auf die Zehen. Zum wenigsten wissen die Völker Japan, Italien und Deutschland nicht, wohin mit der zu großen Menge ihrer Staatsangehörigen. **Niemand will sie haben oder ihnen Raum geben.** Deutschland wohnt auf einem Raum, der etwa die Größe von einundeinhalb Californien hat. Aber es hat mehr als 10 mal soviel Einwohner. Wie, man die etwa 6 Millionen in diesem reichgesegneten Lande erhalten soll, wie wenn es 6 mal soviel wären? Schlimmer noch als in Deutschland liegen die Verhältnisse in Japan. Und in Italien ist es ähnlich

Wenn Deutschland nach seinen früheren Kolonien verlangt, wenn Japan neues Territorium sucht oder Italien seine Hand nach Abessinien ausstreckt, dann erfolgt eine ungeheure Entrüstung. Dann reden christliche Männer von „Hochwegräubern", und wie alle die Bezeichnungen sind. Dabei denke ich an das sonst sehr aufschlußreiche Büchlein von W. Baumann, das er über die Frösche: Bolschewismus, Faschismus und Sozialisums geschrieben hat. Er hat den Vater dieser Frösche vergessen zu nennen: Demokratismus. Wenn wir Gottes Wort als Wegweiserin nehmen, so finden wir, daß der Weg von der Theokratie Gottes über die Monarchie der Heiden zur Demokratie ging, zur Volksherrschaft. Die natürliche Folge sind dann Sozialismus, Bolschewismus und schließlich Faschismus, als letzte Vorbereitung für den Uebermenschen, den Antichristen selbst.

Und alle die Vorgänge im Leben der Völker drängen in diese Richtung. Nicht zum wenigsten war ich erstaunt, daß auch in U. S. A. alles in vollstem Schwung in dieser Richtung ist.

„Wie finden Sie die U. S. A.?", so wurde ich des öftern gefragt, als ich im vorigen Jahr wieder nach diesem gesegneten Lande kam. Und als ich nach Jahresfrist von Deutschland zurückkam, habe ich oftmals derselben Frage gegenüber gestanden: „Wie finden Sie die U. S. A. jetzt, nachdem Sie von Deutschland zurück sind?" Da es an Zeit und Raum fehlt, sehr ins Einzelne zu gehen, so will ich nur kurz wiederholen, was ich des öftern sagte: Ich bin überrascht über die schnelle Entwicklung der Dinge hierzulande. Einerseits fiel mir in Californien z. B. die Gesamtentwicklung auf, die unbestreitbar eine äußerlich als sehr fortschrittliche zu bezeichnen ist, gegenüber 1923 als ich zuletzt da war. Aber neben den großartigen Straßen, den gewaltigen Bauten, den großen Flächen neuerschlossenen Ackerbodens, den reichen Erträgen einer gewaltig gesteigerten Industrie, sah man Tausende und Abertausende müßig stehen. Auf den öffentlichen Plätzen der Großstädte lagen sie auf dem Rasen umher, in den Kleinstädten sah man sie an den Straßenecken lungern. Viele waren von der „Relief"-Versorgung erfaßt; ein großer Prozentsatz die rote Fahne schwingend, um den Verkehr auf den im Bau begriffenen Hochwegen zu regulieren. Aber sie wirkten gleichzeitig symbolhaft, indem sie die große Not der reichsten Nation der Erde andeuteten. Wenn mir jemand 1923 ein derartiges Zukunftsbild für die U. S. A. hätte zeigen wollen, so würde ich ihn vielleicht etwas mitleidig betrachtet haben, ob auch alles im Oberstübchen richtig sei.

Wenn nun das reiche Amerika nicht mal seine verhältnismäßig geringe Bevölkerung zu erhalten weiß, wie dann jene Länder, denen man obendrein das Recht zur Raumbeschaffung verwehren will, und sie einfach als Räuber und Banditen bezeichnet?! Ist es wohl vielen selbstbewußten Amerikanern klar, die zudem in großem Prozentsatz aus jenem beengten Völkern Europas herstammen, das man ja selbst genau das getan hat, was man jenen verbieten möchte? Wem gehörte denn der Grund und Boden der U. S. A. einmal? Was hat man mit seiner Urbevölkerung getan? Wie sind sie heute noch beengt, die freien Söhne der Berge, Wüsten und Täler, denen man fast alles genommen hat.

Es ist wirklich schwer für jemanden, der in die Nöte jener Völker hineinschaute, hier nicht noch härtere Sprache zu brauchen. Nur ein Wort unseres Heilandes möchte ich hier anführen: „Richtet nicht, damit nicht auch ihr gerichtet werdet."

In diesem Licht bekommen auch Worte, wie Hitler sie auf dem Erntedanktage am Bückeberg aussprach, daß die Deutschen „zuerst dem Herrgott Dank sagen müssen, daß Er die fehlenden 20 Prozent zur Erhaltung des Volkes" auch im vergangenen Jahr wieder gab, ihres besondere Bedeutung. Deutschland und seine Regierung sehen, wie sehr sich andere Nationen nur auf sich selbst beziehen, und ist daher gezwungen, sein äußerstes zu tun, um nicht zu verderben.

Die Wandlung, die mich in U. S. A. am meisten in Erstaunen setzte, ist die, daß man sich von den so hoch gepriesenen demokratischen Grundsätzen immer mehr entfernt. **Der Gegensatz zwischen reich und arm wird immer deutlicher, u. damit auch die endliche Herbeiführung derselben Zustände, die Europa erschüttern.** Klassenkampf kommt deutlich zum Vorschein im gegenwärtigen Streik, der d. ganze Nation zum Beben bringt. Und auch für U. S. A. wird es endlich keinen andern Ausweg geben als der, den die meisten Nationen in Europa mehr oder weniger weitgreifend schon beschritten haben. Da hilft auch alles Zetern vom individuellen Recht nicht. Wer offene Augen hat und sich nicht durch Schlagworte betören läßt, erkennt es leicht.

Es grault und zischt, knurrt und murrt, stönt und ächzt in den untern Massen des amerikanischen Volkes. Ich sage bewußt den „untern" Massen; denn Amerika hat das Massenproblem des Proletariats in seiner Mitte, gezüchtet durch die ungezügelte „demokratische Freiheit" derer, die die Geldmacht haben. Und da liegt der Haken.

Mehr als einmal habe ich gesagt: Der Tag wird noch einmal kommen, wo man in U. S. A. wird dankbar sein, wenn ein Mann wie Hitler oder Mussolini aufsteht und sagt: So wird marschiert! Wenn der Einzelne nicht mehr seine Interessen vor die der Allgemeinheit zurückstellen kann, dann ist ein modernes Staatswesen in seiner bis dahin festgehaltenen Form verloren.

Und so treibt alles bei der vor sich gehenden Wandlung unter den Völkern in dieselbe Richtung. So auch in Ostasien, ob es sich um Japan oder um China handelt.

Aber alles ist schließlich wieder die logische Folge, die Gottes Wort andeutet, und Gott läßt es so kommen.

(Fortsetzung folgt.)

— **Washington.** **Die amerikanische** Arbeiterschaft stellt sich geschlossen hinter Präsident Roosevelts Gerichtsreformplan. Der Exekutivrat der amerikanischen Arbeiterföderation hat Roosevelts Plan „im Interesse wirtschaftlichen und sozialen Fortschrittes formell indossiert."

Der letzte der Mohikaner. . .

Es war am Sonntag, den 28. Juni dieses Jahres, als der Häuptling Uhm Patut, der letzte der Mohikaner, ein lutherisch gewordener Indianer, in das Martin-Luther-Waisenhaus von Pulpit Rock in Amerika kam und von der Freilichtfelsenkanzel John Eliots, des großen Indianermissionars, aus, um neuen Eifer für die Arbeit der Ausbreitung des Evangeliums bat.

Einen ergreifenden Anblick bot Uhm Patut, als er in vollem Häuptlingsschmuck aus dem Walde trat. Es wollte scheinen, als ob die Vergangenheit in der Gegenwart wieder lebendig würde, denn die Mohikaner sind einst in diesen Wäldern herumgestreift. Mit tiefem Verständnis für die Probleme der indianischen und der weißen Rasse und einem lebendigen Glauben an den Erlöser Jesus Christus sagte der Häuptling u. a. folgendes:

„Die indianische Rasse ist oft sehr mißverstanden worden. Es gab eine Zeit, da befand sie sich auf dem Kriegspfad. Aber nun ist der weiße Mann unser Nachfolger auf dem Kriegspfad bis auf den heutigen Tag. Die Bildung wird den Indianer ebenso wenig retten, wie sie den weißen Mann gerettet hat. **Nur der Glaube an den gekreuzigten Christus kann eine Rasse zu neuen Menschen machen.**"

Fast eine Stunde lang hielt Uhm Patut die Zuhörer in seinem Bann. Vor mehr als tausend Lutheranern legte er ein Zeugnis ab von der erlösenden Kraft des Kreuzes Christi. Seine Ansprache endete in einem gewaltigen Aufruf, nicht müde zu werden in der Missionsarbeit an seinem Volke und allen Völkern der Erde.

Das Syrische Waisenhaus in den Palästina-Unruhen.

Die Kämpfe zwischen den Juden und den Arabern in Palästina sind auch an der großen deutschen Missionsanstalt, dem Syrischen Waisenhaus, nicht spurlos vorübergegangen, obwohl größerer Schaden bisher vermieden wurde. Jetzt erweist sich die Richtigkeit des vor längerer Zeit gefaßten Planes, das Waisenhaus aus dem inzwischen von zionistischen Siedlungen umgebenen Anstaltsgebiet in Jerusalem auf ein neues Gelände zwischen Jerusalem und Bethlehem zu verlegen. Denn die jüdische Nachbarschaft hat es in der Zeit der Unruhen an Zeichen der Feindseligkeit nicht fehlen lassen. Einmal wurden von den an der Umfassungsmauer stehenden jüdischen Häusern aus Bomben über die Mauer geworfen, die erheblichen Sachschaden anrichteten. In den Gärten wächst nur noch wenig, seit die zionistischen Nachbarn über alle Mauern steigen und das Gepflanzte zertrampeln. Auch die Kaiserswerther Schwestern, die in Jerusalem in der Mädchenanstalt Talitha Kumi arbeiten, werden von jüdischen Nachbarn durch Steinwürfe belästigt. Auch sie wollten in absehbarer Zeit ihre alte Arbeitsstätte aufgeben. Aber der Umzug der beiden Anstalten ist durch die wirtschaftliche Unsicherheit im Lande vorerst wieder in weite Ferne gerückt. Denn der Kauf und Verkauf von Ländern und jede Bautätigkeit ruhen in diesen bewegten Zeiten vollkommen. So ist der Zukunftsweg der deutschen Liebesarbeit in Palästina ungewiß, während die steigende Not im Lande eigentlich verstärkten Einsatz verlangte.

Das Opfer.

Eine Legende.

Es war einmal ein König, der erbaute ein prachtvolles Münster zur Ehre und zum Lobe Gottes, und durfte niemand zu diesem Bau einen Heller beisteuern nach des Königs ausdrücklichem Gebot, sondern er wollte es ganz aus dem eigenen Schatz erbauen. Und so geschah es auch, und das Münster war vollendet, schön und würdig, mit aller Pracht und Zier. Und da ließ der König eine große marmorne Tafel zurichten, in diese ließ er mit goldenen Buchstaben eine Schrift graben, daß er, der König, allein den Dom erbaut habe, und niemand dazu begesteuert. Aber als die Tafel einen Tag und eine Nacht lang aufgerichtet war, so war in der Nacht die Schrift verändert, und statt des Königs Namen stand darauf der Name einer armen Frau, so daß es nun lautete, als habe sie das ganze prächtige Münster erbut. Das verdroß den König mächtig; er ließ den Namen austilgen und den seinen wieder einschreiben. Aber über Nacht stand wieder der Name jener Frau auf der Tafel, und jedermann las, daß sie des Münsters Stifterin sei. Und zum dritten Male ward des Königs Name auf die Tafel geschrieben, und zum dritten Male verschwand er, und jener kam zum Vorschein. Da merkte der König, daß hier Gottes Finger schreibe, demütigte sich und ließ nach der Frau forschen und sie vor seinen Thron heischen. Voll Angst und erschrocken trat sie vor den König und der sprach zu ihr: „Frau, es begeben sich wunderliche Dinge, sage mir bei Gott und deinem Leben die Wahrheit! Hast du mein Verbot nicht vernommen, daß niemand zum Münster geben solle?" Da fiel das Weib dem König zu Füßen und sprach: „Gnade, mein Herr und König! Ich will alles auf deine Gnade bekennen! Ich bin ein ganz armes Weib; ich muß mich kümmerlich mit Spinnen ernähren, daß mich der Hunger nicht ertötet; und da hatte ich doch ein Hellerlein erübrigt, das mocht ich gar zu gerne darbringen zu deinem Tempelbau und Gott zu Ehren, aber ich fürchtete, o Herr, deinen Bann und deine harte Bedräuung, und da kaufte ich um das Hellerlein ein Bündel Heu, das streute ich auf die Straße den Ochsen hin, welche die Steine zu deinem Münster zogen, und sie fraßen es. So tat ich nach meinem Willen und ohne dein Gebot zu verletzen." Da ward der König mächtig bewegt von der Frauen Rede und sah, wie Gott der Herr ihren reinen Sinn gewürdigt und ihn als höheres Opfer angenommen, wie des Königs reichen Schatz. Und der König begabte die arme Frau reichlich und nahm sich die Strafe seiner Eitelkeit wohl zu Herzen.

Das Warten auf das Licht.

In einem Haus hoch oben in den Schweizer Bergen wohnten sie. Der arme Bauer mit seinem Weib und seinen vier Kindern. So hoch droben, daß es einem schwindelte, wenn man vom Tal aus nach dem Haus zwischen den schwarzen Felsen schaute, das wie ein Schwalbennest aussah, an jähe Bergwand angeklebt. Wer da hinaufsteigen mußte, mit dem schweren Tragkorb auf dem Rücken! Stundenlang vom nächsten Städtchen. . . Unsereiner begriff nicht, wie es da ein Mensch aushalten konnte. Und doch wohnte die Familie dort seit Jahrhunderten. Immer wieder trat der Sohn das kümmerliche Erbe des schwarzgebrannten Hauses an, das ihm der Vater hinterließ. Und es waren Menschen mit starken Knochen und blitzenden Augen. Sie hatten gelernt, den Adler in der Luft zu erspähen, wenn sie im Frühling ihre Zieglein auf den Matten springen ließen, auf denen das erste Gras sproßte. Und sie konnten einen Puff vertragen da oben. Um einen Fall über den Felsgrat schaute man nicht lang herum. Man war gewohnt, rasch wieder auf den Beinen zu sein. Und man plagte sich nicht umsonst den kurzen Sommer in der brennenden Sonne und saß dann den langen, furchtbar langen Winter mitten in den Schneewällen. Man brauchte blitzwenig zum Leben. Die Milch der paar Kühlein und das Wunder der Sonne genügten, um ein starkes Geschlecht aufwachsen zu lassen, das nichts von der Furcht wußte.

Aber einmal traf sie's doch hart. Das war mitten im Winter gewesen. Die Lawinen donnerten Tag um Tag von der Höhe herunter. Und einmal ging eine über das Häuslein weg und deckte es vollkommen zu. Sie waren ja freilich daran gewöhnt und fingen gleich am Morgen an, den Schnee wegzuschaufeln. Aber das Wetter war rasch umgesprungen. Ein scharfer Frost hub an. Der Schnee fror und senkte sich in allen Fugen und Falten des Berghangs Es war grimmig kalt. Da war es mit dem Schaufeln aus. Eine kleine Höhle hatten sie in den Schneeberg gegraben, der über ihnen sich türmte — dann mußten sie es bleiben lassen. Sie waren in der eigenen Hütte gefangen.

Sie machten sich erst nicht viel draus. Sie waren auf solche Schrecknisse gerüstet. Das Haus barg Mehl und Butterschmalz und Dörrfleisch. Sie würden nicht hungern. Und nach ein paar Tagen werde der Föhn kommen und das Tauwetter bringen. Dann schmelze die Schneewächte weg, die über dem Hause hing, und sie würden sich ihren Weg ins Tal bahnen.

Aber es kam diesmal anders. Das Tauwetter blieb aus. Wochenlang ging mit hellem Klingen der klare Frost durch die Bergwelt, und die Verschütteten saßen in ihrer Hütte. Und da — an einem Tage entdeckte die Mutter, daß das Oel für die Lampe zur Neige ging. Zuerst sagte sie nichts, um die Ihrigen nicht zu erschrecken. Aber schließlich mußte sie es gestehen.

„Wir werden, wenn nicht bald das Tauwetter kommt, in völliger Nacht sitzen!" sagte sie und verstummte. Niemand in der Stube sagte ein Wort. Der Gedanke war fürchterlich. In einer rabenschwarzen Nacht sitzen. . . Wer mochte das ausdenken?

Und es kam dieser Augenblick, in dem das letzte Tröpflein Oel verbraucht war. Als der letzte Schein zu verzucken begann, schrien die Kinder auf: „Vater, Mutter, es wird Nacht!" Aber der Vater tröstete. Ihm selber wollte das Herz schier stehenbleiben in der Brust. So übermannte ihn der Jammer um die Kleinen. Aber er blieb ruhig. Ehe das letzte Fünkchen der Lampe verschwand, deutete er hinauf an den oberen Rand der Stubenfenster: „Seht, Kinder, dort wird in ein paar Tagen ein Lichtschein kommen. Denn die Sonne steht am Himmel, und sie wird den Schnee wegtauen. Mitten in der Nacht denkt daran, daß dort die Sonne kommt!" Dann losch das Lampenlicht aus.

Sie konnten ja noch ein wenig Licht machen. Denn sie hatten noch ein wenig Holz, um ihren Herd zu heizen. Aber sie mußten sparsam damit umgehen. Der Rauch zerbiß ihnen die Augen, da er nicht nach oben seinen Ausweg finden konnte. Nur an wenigen Stunden am Tag wagten sie es, den Herd zu heizen und ein paar Kohlen aufzuwahren, die unter der Asche glosten, um mit ihrer Hilfe wieder ein neues Feuerlein anzuzünden. Aber eines Tages erlosch die letzte Kohle. Nun saßen sie in Finsternis und Kälte. Sie krochen in ihre Betten, um Wärme zu finden. Und nur zum allernötigsten Essen tasteten sich eines und das andere heraus.

Da begann die schwerste Not. Niemand wußte, ob Tag oder Nacht war. Niemand wußte, wie langsam oder wie schnell die Zeit verging. Lagen sie Stunden oder Wochen in diesem schwarzen Grab?

Aber wenn sie klagen wollten, sagte der Vater: „Seid ruhig, bald wird da oben am Fensterrahmen der Schein kommen vom Licht. Das Licht muß kommen — die Sonne scheint. Auch wenn wir sie nicht sehen!"

Ueber die Kinder kroch es wie das Bangen des Todes. Sie verstummten. Nicht einmal ein Weinen ließen sie mehr hören. Der Vater spürte, daß die tiefste Not über ihren Seelen lag. Drum tröstete er wieder: „Kinder, verliert den Mut nicht. Noch ein paar Stunden — dann kommt der lichte Schein am Fensterrand."

Aber sie wollten es ihm nicht mehr glauben. Sie reckten ihre Glieder lang aus und erwarteten den Tod. Das Atmen ward schwer in der verbrauchten Luft. Die Kälte drang auch in die Kissen, unter denen sie lagen. Alles schien zu Ende — aber der Vater rief: „Wartet! Das Licht wird kommen!"

Da — in der allerhöchsten Not, als auch die Mutter schon die Hoffnung aufgegeben hatte—, schimmerte mitten in der Grabesnacht, in der sie lagen, die blasse Linie des Fensterrahmens. Eines der Kinder sah es zuerst: „Vater, dort kommt das Licht!" rief es. Und der Mann sprang aus seinem Bett und fiel auf die Knie und reckte die gefalteten Hände empor und schrie: „„Herr Gott, ich danke dir, daß du dein Licht schickst!" Die schmale Linie ward rasch breiter. Man hörte es draußen rieseln und tropfen, und dann ward aus dem Rieseln ein Brausen, und man vernahm die Donnerstimme des Sturmes, der durch die Felsgründe fuhr auf breiten Flügeln, und sie schauten durch das Fenster, und die Schneemauer ihres Kerkers war ins Fließen gekommen und stürzte als ein breiter Wasserstrom ins Tal hinab. Und droben war der Himmel. Mit schweren, schwarzen Wolken überzogen — aber dies graue Dämmerlicht dünkte den Befreiten wie das goldenste Leuchten der Sonne. Sie rissen die Fenster auf, der warme Tauwind drang herein, sie konnten zum ersten Male wieder atmen so recht mit voller Lunge, und um ihre Stirnen strich die Luft der Berge wie ein Wunderbalsam, und sie sahen ihr Brünnlein neben dem Haus, das sein Wasser spendete — welch ein Geschenk! Frisches Wasser nach diesem langen Dürsten, das sie kaum mehr hatten ertragen können, weil der geschmolzene Schnee, den sie auf die dürstenden Lippen gelegt hatten, nur kümmerlich den Durst stillen konnte. Aber über alles — das Licht! Das Licht! Sie konnten nicht genug davon kriegen, in den Himmel hineinzublicken, von dem das Licht kam, das herzerquickende liebliche Licht! Darin atmete ihr Leib, darin netzte sich ihre Seele. Das war Freiheit, Freude, Seligkeit. Das war — Leben! Und der Vater stand da und schwieg. Die Lobpsalmen, die durch seine Seele gingen, fanden keine Worte. Er war übergroß, dieser Augenblick, in dem das Licht gekommen war — aus Gottes Segenstiefen. .

Erst lange nachher vermochten die Kinder dem Vater zu danken dafür, daß er ihnen gesagt hatte: „Die Sonne scheint — darum wird das Licht kommen! Haltet aus!" Es war ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen, daß dies Vaterwort sie vor der Verzweiflung bewahrt hatte.

Warten aufs Licht — das ist Glaube. Das allein. Mitten in aller Finsternis, die uns umschließt. Und wäre sie so tief wie die Nacht und so dunkel wie das Grab. Und zuckte auch nirgends mehr ein Fünklein, das durch diese Finsternis springt. Und „sähe man auch nicht mehr die Hand vor Augen" — der Glaube wartet aufs Licht. Denn er bleibt dabei: die Sonne scheint, darum muß es Licht werden! Und er weiß: Die Sonne, die droben scheint, weit über dem Grab, in dem ich liege, das ist meines Gottes heiliger Wille, und darum muß es licht werden auch in der Nacht, in der ich liege.

Was brauchen wir nötiger als diesen Glauben? Wir müssen das Warten lernen. Und Warten ist immer schwer. Die Minuten laufen wie Stunden, und die Stunden sind wie Tage und die Tage wie Jahre, wenn man warten muß. Aber es hilft nichts. Wir können die Uhrzeiger nicht vorrücken. Das tun nur törichte Kinder, die ihre Mutter betrügen wollen und von ihr ausgelacht werden. Gottes Uhr geht nicht nach und nicht vor. Sie schlägt, wenn die Stunde voll ist. Darum ist Warten sehr schwer. Aber es muß gelernt werden. Und darum habe ich die Geschichte aus den Bergen erzählt, weil ich meine: An der Wartekunst der Tapferen kann man am besten das eigene Warten lernen.

Und der Psalmsänger, der gedichtet hat: „Meine Seele wartet auf den Herrn — wie Wächter auf den Morgen, ja, wie Wächter auf den Morgen", hat wohl Aehnliches erlebt wie die Leute in den Schweizer Bergen.

Wie lang sie in der Nacht gesessen hatten? Sie hatten es hernach sich sagen lassen: nur zwei Tage! Aber ihnen war's gewesen, als wären es Monate gewesen! Das heißt warten — müssen! Aber der rief: „Das Licht kommt!", der hat nicht bloß warten müssen, der hat warten — können!

Von Karl Hesselbacher.

Dänemark ehrt den deutschen Reformator Bugenhagen.

Zum Abschluß der 400-Jahrfeier der Reformation in Dänemark veranstaltete die deutsche St. Petrigemeinde in Kopenhagen eine Gedenkfeier für Johannes Bugenhagen, mit dessen Namen die Einführung der Reformation in Dänemark aufs engste verbunden ist. Das dänische Königspaar, das schon bei den vorangegangenen Feiern des Reformationsjubiläums seine Anteilnahme an diesem wichtigen Gedenktag der lutherischen Kirche seines Landes bekundet hatte, war zu dieser Feier erschienen. Inmitten der großen Gemeinde, die die St. Petrikirche bis auf den letzten Platz füllte, sah man Bischof D. Fuglsang, sämtliche Pröpste Kopenhagens, den Prorektor der Universität, von deutscher Seite den Gesandten mit sämtlichen Mitgliedern der deutschen Gesandtschaft, den stellvertretenden Landesleiter der NSDAP., den Vorsitzenden der deutschen Kolonie und Abgeordnete sämtlicher deutscher Verbände. Der Hauptpastor von St. Petri, Superintendent Görnandt, wies in seinem Grußwort darauf hin, daß der deutschen Gemeinde in Kopenhagen die ihr von der Geschichte gegebene Aufgabe zufalle, in der lutherischen Kirche Dänemarks das Andenken an Johannes Bugenhagen wach zu halten und zu erneuern. D. Dr. Dibelius-Berlin würdigte in seiner Festrede Bugenhagens Anteil an der Durchführung der Reformation in Dänemark. Die unmittelbare Aktualität der Persönlichkeit und des Werkes von Bugenhagen bestünde darin, daß auch heute wieder das Verhältnis von Volk, Staat u. Kirche zum brennenden Problem der Gegenwart geworden sei. Durch d. Säkularisierung der gesamten Kultur sei im germanischen Raum wiederum eine ähnliche Lage geschaffen wie in den Zeiten Martin Luthers und des dänischen Reformators Hans Tausen: in der das Evangelium verkündigt werden müsse ohne Rücksicht auf die Folgerungen, die sich daraus ergäben. Danach aber würde wiederum die Stunde Johannes Bugenhagens schlagen, in der Volk, Staat und Kirche sich zu neuer Harmonie finden müßten. — Zu ständiger Erinnerung an Bugenhagen soll in der St. Petrikirche ein Bildnis des Reformators aufgehängt werden, eine Kopie des Porträts, das Lukas Cranach auf dem Flügelaltar der Stadtkirche Wittenberg geschaffen hat.

Ein Aufruf deutscher evangelischer Kirchenführer.

Die verantwortlichen Führer der deutschen evangelischen Kirchen in Oesterreich, Jugoslawien, Rumänien, Böhmen und Mähren-Schlesien traten in Wien zur Beratung ihrer gemeinsamen kirchlichen Belange zusammen. Im Anschluß an einen von Bischof D. Glondys (Siebenbürgen) erstatteten Vortrag über die verhängnisvollen Auswirkungen des russischen Bolschewismus und der über Rußland bereits weit hinausreichenden Gottlosenpropaganda faßten sie einmütig eine Entschließung, die in folgenden Sätzen gipfelt:

„Im vollen Bewußtsein der den evangelischen Kirchen obliegenden Pflichten stellen wir uns entschlossen auf die Seite der gegen die bolschewistische Gottlosigkeit ringenden Kräfte. Wir sind gewiß, daß das evangelische Christentum berufen ist, an diesem Kampf entscheidend mitzuwirken, indem es durch Weckung der Ehrfurcht vor Gott die inneren Voraussetzungen für jene wahre Gemeinschaft verwirklichen hilft, die den Dienst am Ganzen über den Eigennutz des Einzelnen stellt. Als Leiter deutscher evangelischer Kirchen wissen wir uns mit den auf solche Ziele gerichteten Bestrebungen im deutschen Volk aufs engste verbunden und rufen alle verantwortungsbewußten evangelischen Christen zur tätigen Teilnahme an solchem Ringen auf."

Der Gottlosenfeldzug.

In einigen Blättern werden immer wieder Nachrichten verbreitet, nach denen sich die Lage der Christenheit in Sowjetrußland gebessert haben soll. Professor Arsenow, Königsberg, läßt in einem Aufsatz „Die Kirchen unter dem Schleier" die Tatsachen selbst sprechen. Das sowjetrussische Zerstörungswerk wird danach wie bisher fortgesetzt. Nur einige Beispiele: In Nowgorod ist die orthodoxe Kathedrale und die katholische Kirche in die Luft gesprengt worden, und es verbleibt keine einzige Kirche mehr in dieser Stadt. In Shitomir ist lediglich die Friedhofskirche übriggeblieben. In Blagoweschtschensk ist die Kathedrale geschlossen und in ein Kino umgewandelt worden. In Woltschansk (bei Charkow) ist die letzte Kirche geschlossen worden. Im Konzentrationslager in Bamlag (Ostsibirien) befinden sich 500 Geistliche. In Odessa wurde der letzte katholische Bischof Limir verhaftet. Kirchengebäude werden weiterhin zu Gefängnissen, Kinos, Tanzböden umgewandelt.

Eine Ausstellung im Vatikan zeigt reichhaltiges Material über die Methoden der Gottlosenpropaganda nicht nur in Sowjetrußland, sondern auch in anderen Ländern (Frankreich, Belgien, England usw.).

Der Protestantische Weltbund ruft in einer Kundgebung die evangelische Christenheit auf, „sich mit noch größerer Treue zu Gott und seinem Wort als der inneren Kraft der Völker zu bekennen und den Kampf gegen die Gottlosenbewegung und jede Form des Atheismus mit den Mitteln des Geistes und der Kraft der evangelischen Wahrheit entschlossen aufzunehmen." — In Fühlungnahme mit anderen christlichen Vereinigungen soll eine Zentralstelle zur Abwehr der Gottlosenpropaganda errichtet werden. Mitteilungen über die Ausbreitung, Methoden und Mittel der Gottlosenpropaganda sollen gesammelt, verarbeitet und in geeigneter Weise an die Kirchen weitergeleitet werden.

Die aus Vertretern der protestantischen, katholischen und orthodoxen Kirchen bestehende internationale „Pro Deo-Kommission" lenkt in einem Aufruf die Aufmerksamkeit erneut auf die Lage der christlichen Kirche in Sowjetrußland, Spanien, Mexiko. Die Christenheit soll die Not der Glaubensbrüder in diesen Ländern in verstärktem Maß auf ihr Gewissen nehmen. Am Gotteskasten ——

— Gemeindeblatt.

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba
Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen u. Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsern Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte u. Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter u. nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Das Hilfswerk in der Westreserve Manitobas für den Winter 1936 — 1937.

Mit diesem möchte ich einen kurzen Bericht geben von der Arbeit in dem Hilfswerk, daß in diesem Winter unter den Mennoniten in der Westreserve Manitobas getan worden ist.

Die mennonitische Westreserve in Manitoba zieht sich von Morden östlich, ungefähr 50 Meilen lang und 20 Meilen breit. Auf dieser Fläche wohnen von 10,- bis 12,000 Mennoniten.

Durch Depression, Mißwuchs, Dürre und Wegzug der Altkolonier ist dieser große menn. Distrikt in den letzten Jahren arm geworden.

Im November vorigen Jahres erhielt Schreiber dieses einen Brief von dem Editor der Menn. Rundschau, Br. Hermann Neufeld, mit der Meldung, daß man in Ontario unter Leitung eines menn. Komitees eine Kleidersammlung veranstalte, die für die Mennoniten in der Westreserve Manitobas bestimmt sei. Als diese Meldung von dem Sekretär des Hilfskomitees Bischof S. S. Shantz, Kitchener, Ont., bestätigt wurde, riefen wir die Prediger und leitenden Brüder aller Gemeinden zusammen, zwecks Organisierung der Verteilung der in Aussicht gestellten Kleiderhilfe am Orte. Das auf dieser Versammlung ernannte Komitee erhielt die Aufgabe: 1) durch die ganze Reserve eine Kollekte zu veranstalten an Kleider, Produkte und Geld, und 2) die dadurch gesammelten Spenden zusammen mit der von den Ontario-Menn. in Aussicht gestellten Kleidersendung zu verteilen. Die Arbeit in der Kollekte wie auch in der Verteilung wurde durch die Schuldistrikte durchgeführt. Auf solcher Weise konnten wir die ganze Reserve am schnellsten bedienen.

Bei der Sendung von Ontario war kein Gewicht angegeben, folglich können wir nur berichten, daß wir insgesamt 203 Ballen, Dosen und Kasten mit Kleidern und Schuhen erhalten haben. In den hiesigen menn. Kreisen wurden ungefähr ein Drittel soviel Kleider und Schuhe kollektiert, und außerdem waren an Getreide und Geld $509.90 zusammengekommen, ungefähr 4000 Pfd. Fleisch, 500 Pfd. Schmalz, 50 Sack Mehl, Kartoffeln, Bohnen und anderes. Diese Kollekte und die Sendung von Ontario ist an 650 Familien mit annähernd 4000 Personen verteilt worden.

Eine Anzahl Briefe liegen in der Office vor, die von dem Dank der Empfänger berichten. Andere haben versprochen, direkt an die Geber zu berichten auf die Adressen, die in den Kleidern vorgefunden wurden. Es werden ja wohl auch dieses Mal solche sein, die weniger zufrieden sind. Die Organisation dieser großen Arbeit mußte zu schnell durchgeführt werden, um damit bei der Aufnahme der Listen der Bedürftigen nicht Fehler unterlaufen sollten. Hätten wir einen Monat früher damit beginnen können, wäre wohl manches besser ausgefallen. Die Glieder des Komitees haben sich ernstlich bemüht, die Sache so gut zu machen, wie es unter den gebotenen Umständen nur eben möglich war.

Durch die liebevolle Teilnahme der Mennoniten in Ontario an unserer Lage hier und auch durch die Opferwilligkeit der Gemeinden hier in der Reserve ist eine große Hilfsarbeit möglich gewesen. Jeder Liebesbeweis, der uns von Menschen zuteil wird, sollte uns daran erinnern: „Derr Herr denkt an uns und segnet uns." Es ist doch eine große Hilfe, die uns zu Teil geworden ist. In manchem Hause hat diese Spende die Notlage sehr gelindert.

Es ist wie ein Wunder vor unsern Augen, wie der Herr die Herzen der Menschen willig macht, Opfer zu bringen, auf daß Notleidenden in weiter Ferne dadurch geholfen werden könnte. Allen Gebern in Ontario und auch in unserer Reserve ein „Vergelt's Gott!"

Im Namen des Komitees,
J. J. Siemens.

Die Herrlichkeit des Christenstandes.

O wie selig sind die Seelen
Die mit Jesu sich vermählt,
Die Sein Lebenshauch durchweht,
Daß ihr Herz mit heißem Triebe
Stündlich nur auf Seine Liebe
Und auf Seine Nähe geht.

O, wer fasset ihre Würde,
Die bei dieses Leibes Bürde
Im Verborg'nen schon sich schmückt!
Alle Himmel sind zu wenig,
Für die Seele, der der König
Solches Siegel aufgedrückt.

Wenn die Seraphim mit Schrecken
Sich vor Seinem Glanz bedecken,
Spiegelt sich Sein hohes Licht
In der Seele, die Ihn kennet
Und von Seiner Liebe brennet,
Mit enthülltem Angesicht.

Nach Jehovahs höchsten Ehren
Wird in allen Himmelschören
Nichts, das herrlicher, geschaut,
Als ein Herz, das Er erlesen
Und mit dem das höchste Wesen
Sich zu einem Geist vertraut.

Denn, wer wollte sonst was lieben,
Und sich nicht beständig üben,
Dieses Königs Freund zu sein?
Muß man gleich dabei was leiden,
Sich von allen Dingen scheiden,
Bringt's ein Tag doch wieder ein.

Schenke, Herr, auf meine Bitte,
Mir ein göttliches Gemüte,
Einen königlichen Geist,
Mich als Dir verlobt zu tragen,
Allem freudig abzusagen,
Was nur Welt und irdisch heißt.

So will ich mich selbst nicht achten,
Sollt' gleich Seel' und Leib verschmachten,
Bleib' ich Jesu doch getreu;
Soll ich keinen Trost erblicken,
Will ich mich damit erquicken,
Daß ich meines Jesu sei.

Ohne Fühlen will ich trauen,
Bis die Zeit kommt, Ihn zu schauen,
Und vorbei die letzte Nacht,
Da mein Geist zum neuen Leben
Aus der Tiefe darf entschweben,
Und nach Seinem Bild erwacht.

Dr. Chr. Fr. Richert.

Gebet.

Zerbrich, verbrenne und zermalme,
Was Dir an mir nicht wohlgefällt!
Ob mich die Welt an einem Halme,
Ob sie mich an der Kette hält,
Ist alles eins in Deinen Augen,
Da nur ein ganz befreiter Geist,
Und nur die reine Liebe taugen,
Die alles andre Schaden heißt.

H. Franz (Choralbuch).

(Diese beiden Gedichte sind eingesandt von H. B. Janz.)

An Säumige in Saskatchewan eine Bitte.

Die täglichen Nöte, die auf uns Tag für Tag einstürmen, lassen uns oft vergessen, daß es andern auch noch schlechter gehen mag, als uns. So u. a. den Geisteskranken, deren Unterhalt durch unsere 5 Cent-Steuer bestritten wird, da ihnen sonst Deportation nach Rußland droht. Viele opferwillige Menschen beteiligen sich an dieser Steuer. Seit dem 15. Juli 1936 sind aus folgenden Distrikten Zahlungen eingegangen: Aberdeen, Beechy, Waldheim, Eastbrook, Herbert, Gouldtown, Carrot River, Dundurn, Guernsey, Mayfair, Mullingar, Watrous, Central Butte, Swift Current, Glenbush, Jensen, Fische, Thessier, Elbow-Loreburn, Tugasche-Bridgefort, Wishart, Herschel, Osier-Hague, Rosthern, Superb, Drake, Langham, Kindersley, Foam Lake, Hepburn, Fairholme, Colonsay, Young, Parkview, Saskatoon, Sheho, Main Centre, Truax, Hanley, Sykes Farm, McMahon, Cabri, Brooking, Gilroy, Fleming, Wilkie, Sonningdale, Winthorpe.

Heute wende ich mich an diejenigen, die sich an obigen Zahlungen nicht beteiligt haben, und bitte sie, auch ihren Teil einzusenden für 1936 und auch 1937. Die Meisten haben sicherlich nur von der Steuer vergessen, deshalb soll diese Notiz ihr Gedächtnis auffrischen. Die Steuer zahle man an den Distriktmann oder sende sie direkt an mich: 5 Cent pro Monat von jeder Person im Alter zwischen 16 — 60.

Für alle Zahlungen die schon eingingen, und die noch kommen werden — herzlichen Dank!

Grüßend,
Gerhard Töws.
1340 Ave. E. N., Saskatoon, Sask.

Steinbach, Man.

Werter Editor!

Hier ist ein Bild von meinem doppelten Vetter Abr. S. Friesen aus dem Altenheim in Newton, Kansas. Er ist bereits über 80 Jahre alt und noch ziemlich rüstig. Der liebe Pionieronkel ist auch noch sehr tätig und beschäftigt sich nebenbei mit Besenhandel, indem er sie austrägt und verkauft. Er schreibt folgendes:



Von mir selber möchte ich wissen lassen, daß ich trotz meiner 83 Jahre (am 17. Mai werden es 84, wenn wir es erleben) noch so viel bei Kräften bin, daß ich hin und wieder noch

etwas im Dorfe spazieren. Gestern besuchte ich meine Schwester, die Witwe Wilhelm Giesbrecht, welche immer noch so vom Bett bis zum Stuhl und bis zum Tisch geht, und sich mit Stricken, Aufwaschen usw. nützlich macht. Auch bei meiner Schwester und Schwager Joh. G. Barkmanns sind sie wieder viel besser, so daß sie jetzt auf sind.

Was machen doch meine Vetter Peter, Kornelius und Heinrich Friesen, warum laßt Ihr nicht mal von Euch hören — so wie Vetter Abraham? Bitte mal ein Lebenszeichen an Euren alten Vetter im Norden.

Alle meine entfernten Verwandten grüße ich mit diesem herzlich, und wünsche nachträglich ein glückliches Jahr 1937.

Soweit der Brief.

Joh. S. Friesen.

Dank.

Ich möchte hiermit allen lieben Freunden und Geschwistern, die mir nach dem Heimgange meines geliebten Mannes ihre Teilnahme in so liebevoller Weise brieflich erwiesen haben, meinen herzlichen Dank für ihre Liebe und den warmen Zuspruch und Trost aussprechen. Eure Worte haben mir wohlgetan.

Maria Ediger.

Myrtle, Man.

Der alte Vater, Br. Gerhard Dyck, ist am 22. Febr., 11 Uhr abends, heim gegangen nach 16tägigem Leiden im Alter von 84 Jahren und 22 Tagen. Endlich ruh'n die müden Pilger aus. Freitag, den 26. Febr., soll das Begräbnis vom Kronsgart Versammlungshause aus stattfinden.

Allen Gottes Segen wünschend, zeichnet brüderlich grüßend

J. B. Penner.

Anfrage.

Wo hält sich Franz Born, früher Schönsee, Molotschna, mit seiner Schwester Maria auf? Auf Nachricht wartet

Isaak Görtz.

Arnaud, Man.

Nachrichten aus Winnipeg.

Seitdem die Geschwister C. N. und L. Hiebert sich von ihrem Arbeitsfeld in Winnipeg zurückgezogen haben, um eine Zeitlang in der Stille der für sie notwendigen Ruhe zu pflegen, wird der Dienst der inneren Mission in der Wortverkündigung, in Haus- und Krankenbesuchen, auch in Bibel- und Gebetsstunden fortgesetzt. Mehrere Brüder haben es sich zur Aufgabe gemacht, unter dem Beistande des Herrn die Lücke, die durch Geschwister Hieberts zeitweiligen Weggang entstanden ist, zu „verzäunen" nach Maß der Zeit und der Gaben, die ihnen vom Herrn verliehen sind. Der Herr segnet diese Arbeit. Die Lampe Gottes ist in unserer Großstadt noch nicht erloschen. Abgesehen von den vielen Gotteshäusern verschiedener Denominationen, in welchen das Evangelium Jesu Christi lauter verkündigt wird, versammeln wir uns in fünf Kapellen sonntäglich zweimal und außerdem zu Bibelbesprechungen, Gesang- und Gebetsstunden wöchentlich auch zweimal. Außerdem ist da eine nicht geringe Schar gläubiger Jungfrauen, die ihr Licht in verschiedenen Häusern leuchten lassen und solcher, die Jüngerinnen Jesu werden wollen, die ebenfalls zweimal zusammenkommen, wo Wortbetrachtungen veranstalten werden, die von großem Segen sind für Bekehrte und Unbekehrte.

Von großem Wert sind die Kranken- und Hausbesuche. Welch ein Feld von Leiden tritt uns hier in den Hospitälern entgegen! Wie viel sind da an das Siechbett gebunden! Alte und Junge, Reiche und Arme, ja Arme in beiderlei Gestalt, Schwerkranke und solche die weniger Schmerzen haben, aber auch hilflos sind und der Pflege bedürfen bei Tag und Nacht.

An vielen Kranken müssen Operationen vollzogen werden, und nicht selten sind dieselben lebensgefährlich. Gott hat den Menschen Gaben gegeben: hingebungsvoller Dienst gewissenhafter Aerzte und treue Pflege unermüdlicher Schwestern tun Großes an den Gebundenen. Viele verlassen geheilt die Krankenhäuser, darunter solche, die beim Aufstehen vom Krankenbett bekennen, daß ihnen nicht nur körperliche Heilung widerfahren, sondern auch, daß ihre Seele genesen ist. Andere gehen nicht mehr zurück zu den Ihrigen, die Pforten der Ewigkeit öffnen sich für sie und ihre Gnadenzeit ist um. Die innere Verfassung der Kranken ist sehr verschieden: Geistlich arm, mühselig und beladen und auch verhärtet liegen sie da. Die oft unheilbare schwere Krankheit wird zur Handlangerin der Gnade; sie trägt dazu bei, die Tür des Herzens zu öffenen für das Kommen Jesu Christi in seinem seligmachenden und rettenden Evangelium Da lag unter andern ein Greis von 87 Jahren. Er hat in gesunden Tagen nach seinem eigenen Bekenntnis nur der Welt gelebt. Während seiner mehrmonatigen Krankheit ruft er wiederholt aus: „Ich bin verloren! Mir geht es sehr schlecht!" Ihm wird immer wieder unter viel Gebet die Macht der Gnade (Röm. 5 20) zu Gemüte geführt Er bekennt, betet und findet Vergebung seiner Sünden eine Woche vor dem Tode. „Da erweist sich Jesu Treue, wie er uns zur Seite steht als ein mächtiger Erreter, der erhört ein ernst Gebet." Etwa fünf Sunden vor seinem Tode konnte er noch einmal das Zeugnis geben, daß er Gnade empfangen und als Geretteter in die Ewigkeit hinübergehe. Als ihm noch einmal das Wort: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht rein von aller Sünde" ins Ohr gerufen wird, sagt er ein kaum hörbares, langes „Ja—a", und auf das: „O wie gut ist's, Dir vertrauen, Jesu, Dir ergeb ich mich, selig droben Dich zu schauen, Dein zu bleiben ewiglich" erfolgt ein zweimaliges „Ja, ja!"

„O wie ist die Barmherzigkeit Gottes so groß, und läßt sich gnädig finden denen, so sich zu ihm bekehren!" Für den Seelsorger selbst gereicht der Dienst an den Kranken zur Stärkung des Glaubens, wenn er sieht, wie das Leiden mit Gottergebenheit monatelang ertragen wird, wo kein Wort des Unmuts über die Lippen kommt, sehnsuchtsvoll harrend auf die Auflösung des siechen Leibes. Oder er naht sich einem Kranken, der heißverlangend seinen Hunger nach dem Wort des Lebens zum Ausdruck bringt. Erquickung gibt da der Herr, wenn er den freien Born der Gnade für die Trostbedürftigen in seinem Wort öffnet. Anders gestaltet es sich, wenn der Kranke sich wegwendend, dem Besucher den Rücken kehrt und damit bekundet, daß er für geistlichen Trostzuspruch nicht zu haben ist. Doch was heute noch nicht ist, kann seinerzeit noch werden. Ob's gefällt oder nicht gefällt, ein Blättchen mit einem leicht zu behaltenden Bibelspruch wird zurückgelassen und an die Verheißung gebunden: „Also soll das Wort, so aus meinem Munde geht, auch sein. Es soll nicht wieder leer zu mir kommen, sondern tun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende." Jes. 55,11.

Aehnliche Erfahrungen wie in den Hospitälern ergeben die Besuche in den Häusern. Während Gottentfremdung, Unwissenheit vereint mit Gleichgültigkeit in etlichen Familien den Botschafter grüßen, kommt ihm in andern Häusern ein vom Heiligen Geist gewirktes Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit entgegen. Kurze Wortbetrachtung führt zur Aussprache dessen, was den inwendigen Menschen bewegt und ins Licht stellt: Mängel, Gebrechen einerseits, u. Wohllautendes und Liebliches andererseits offenbart sich in erbaulicher Weise. Der Besuch schließt darauf, nach dem Psalmwort: „Schüttet euer Herz vor Gott aus!" Kindliche Zuversicht zu dem Gott des Heils wird in kurzen Gebeten zum Ausdruck gebracht. Ueberall wuchert die Sünde, nicht nur in den Häusern der „Fernen" sondern unter denen, „die nahe geworden sind durch das Blut Jesu." Eph. 2, 13. Wo aber „die Gnade überströmend geworden" ist, da „singt man von Sieg in den Hütten der Gerechten." In Gottes Reich „behält die Rechte des Herrn den Sieg" auf der ganzen Linie. Je und je hat diese wunderbare „Rechte" große Dinge getan, sie tut solche auch heute noch. Maria hat wahrgesprochen, wenn sie Luk. 1, 50 bekennt: „Seine Barmherzigkeit währt immer für und für bei denen, die ihn fürchten. Die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer." Der unerforschliche Reichtum Christi, den der Gott aller Gnade allen Menschen erschlossen hat, ist vielen hier unbekannt, daher gilt es, in die Häuser zu gehen u. die Hausbewohner an der Hand der Schrift damit bekannt zu machen.

Unser Bericht ist etwas lang geworden, aber wie viel länger müßte er werden, ginge man auf die einzelnen Zweige der Reichsgottesarbeit in unserm Winnipeg an Sonn- und Werktagen ein, die der Beleuchtung wert sind! Wir würden wohl den geneigten Leser ermüden. Es müßte auch der Arbeit in den Kindergärten, in den deutschen Kinder- und Bibelschulen, in den Jugend- und Frauenvereinen gedacht werden. Uns beseelt angesichts all dieses Beginnens der Herzenswunsch, daß alles dem Herrn unterstellt würde und bliebe, an dessen Segen alles gelegen ist

P.

Beiträge zu einem deutschen Lesebuch gewünscht

Wie in dem Aufruf „An alle Geistlichen, Deutschlehrer und Schulvorsteher in Canada" bereits angedeutet wurde, hat der Arbeitskreis in Winnipeg es sich auch zur Aufgabe gemacht, **die Lesebuchfrage für den deutschen Privatunterricht in Canada zu lösen.** Es soll sich um ein Lesebuch handeln, das in keiner Beziehung einseitig ist, damit es in allen Kreisen der deutschstämmigen Volksgruppe in Canada Verwendung finden **kann.** Das Lesebuch soll auf drei bis vier Schuljahre berechnet sein und nach Möglichkeit auch die deutschcanadischen und die allgemein canadischen Verhältnisse berücksichtigen. Es sind daher Lesestücke erwünscht, die sich auf die Siedlungsgeschichte des **Canada-Deutschtums,** auf das Pionierleben auf der Prärie, im Busch und Urwald, auf besondere Ereignisse unseres Deutschtums wie die Deutschen Tage, auf die Ureinwohner des Landes (Indianer, Eskimos), auf die **Geographie und Geschichte Canadas,** auf die canadische Natur (Tier- oder Pflanzenleben, landschaftliche Schönheiten, Jahreszeiten usw.) sowie auf das canadische Farm- oder Stadtleben beziehen.

Der Arbeitskreis in Winnipeg richtet die herzliche Bitte an alle Freunde unserer deutschcanadischen Jugend, **durch Abfassung und Einsendung von Beiträgen für ein solches Lesebuch mitarbeiten zu wollen.** Die Beiträge müssen leichtverständlich, d. h. dem kindlichen Verständnis im Alter von ungefähr 8 bis 14 Jahren angepaßt sein. **Sie sollen in der Regel** nicht viel mehr als eine Lesebuchseite ausmachen. Das Thema muß in klaren und kurzen Sätzen und doch möglichst erschöpfend behandelt werden. Daher empfiehlt es sich, sich nur auf einen Ausschnitt aus dem deutschcanadischen oder canadischen Leben zu beschränken.

Es sei wiederum betont, was schon im ersten Aufruf gesagt wurde, daß der Arbeitskreis in Winnipeg sich **nicht** auf einen Briefwechsel einlassen kann. Dazu fehlen vor allem die Mittel, weil die Arbeit von den drei Volksgenossen (Prof. Dr. Buerzle, Deutschlehrer F. C. Thießen und Deutschlehrer S. Jesse) **ehrenamtlich** und mithin ganz unentgeltlich geleistet wird. Unsere Mitarbeiter im Lande können daher ebenfalls **nicht** auf Vergütung rechnen. Wir können auch keine Gewähr dafür übernehmen, daß die Beiträge im Lesebuch Verwendung finden, weil bekanntlich auch eine Arbeitsgemeinschaft von Lehrern in der deutschen Stammheimat mitarbeitet. Nur bitten wir angeben zu wollen, ob der Verfasser damit einverstanden ist, daß sein Name im Lesebuch veröffentlicht wird, wenn sein Beitrag oder seine Beiträge aufgenommen werden.

Die Beiträge wolle man bitte möglichst bald — ebenso wie die Beantwortung des Fragebogens — **an Herrn S. Jesse, 513½ Redwood Avenue, Winnipeg, Man., einsenden.** (Der Empfang soll später in den deutschsprachigen Blättern bestätigt werden.)

i. A. Bernhard Bott.

Das Waisenkind der Waisen.

Eine Geschichte aus dem spätern Leben der Mennoniten Nord-Amerikas.

Von P. K. Martens

(Fortsetzung.)

„Aber Schwester Brescher, höre doch einmal. Herr Günther hat weder zu mir noch zu meinem Mann von Deiner Tochter gesprochen, noch haben wir ja ein einziges Wort von ihr zu ihm gesagt, da bist du einmal ganz im Unrecht. Das ist nur Eifersucht bei dir, und Eifersucht macht blind."

„Das glaub ig abermal nicht, un ick will habe, daß wir die Sach entscheiden un grad jetzt," schrie sie wieder in hocherhitztem Tone. „Das Kind sitzt und weint sich die Augen rot von morgens früh bis spät in die Nacht, un ich kanns emal nicht länger ansehe, gell, Lydia?"

„Ich kanns nicht verstehe, wo er vorher so gut zu mir g'wese ist, und nu uf einmal kommt er nit mehr ob wir ihn einlade oder nicht," kam es in kläglich weinendem Tone über die Lippen der hübschen Jungfrau, die wohl eine halbe Stunde dagesessen hatte mit rotgeweinten Augen und kein einziges Wort geäußert hatte. Sie hatte scheinbar mehr Vertrauen zu der redseligen Mutter, die ihr versprochen hatte, die Sache so zu arrangieren, daß Günther durch den Einfluß der Hoffmanns wieder mehr Affektion für ihre Tochter bekommen sollte, doch die Frau Hoffmann fühlte, sie sei nicht da, Heiratsmittelrsachen unter den jungen Leuten zu treiben, sie sei viel mehr für das geistlichen Wohl der Leute interessiert als für sonst etwas.

„Warum nehmt ihr die Sache nicht ins Gebet vor Gott, wie Eliefer, als er für Isaak eine Lebensgefährtin suchte?" riet Frau Hoffmann.

„Das han mir uch getan," schrie in kreischendem Tone die Schöne.

„Nun, dann seid doch ruhig und ergebt Euch dem Schicksale Gottes. Ist es sein Wille, dann wird Er es so führen, daß Herr Günther es sehen wird und sich wieder einstellen. Er ist ein guter junger Mann und er ist verständig und weise."

„Grade deshalb möchte Lydia ihn habe," rief die Mutter.

„Ich glaub überhaupt nicht, daß Herr Günther je dran gedacht hat, Lydia zu heiraten," sagte Frau Hoffmann in einem ernsten Tone.

„Das ist's eben, was ich von dir und dem Hoffmann gedacht hab'. Ihr habt Eich nie dafür interessiert," rief sie in bitterem Tone. „Wenn Ihr Euch grad nur ein wenig dafür interessien tät, wär die Sach garnit schlimm, aber so wird's Träne, die ganze Familje," schluchzte sie, "und Gott weiß, wo die Sach hinaus will," setzte sie hinzu.

„Vertraut die Sache Gott an, und sonst niemand, nicht mir oder meinem Mann noch sonst jemand, werdet ruhig, schickt Euch in Gottes Führung und wartet die Zeit ab," sagte Frau Hoffmann.

Diesen Rat schien Frau Bresecher nicht annehmen zu wollen. Sie war scheinbar darauf aus, den Sieg in der Sache zu gewinnen, ob sie im Recht oder im Unrecht sei, wie es Leute zuweilen tun und sich und der Sache dadurch mehr schaden als fördern. In diesem Falle war es ja nur purer Blödsinn und Eifersucht, der in eine Art Wut ausgeartet war, wo der Mensch dem Wahnsinn nahe ist und fähig ist die schändlichsten Taten anzurichten, und ein mancher ist dadurch an den Galgen gekommen. Nie hatte Melvin Günther daran gedacht, Lydia, die Tochter Brescher zu heiraten, noch hatte er je Veranlassung zu irgend welcher Anknüpfung oder Annäherung gegeben. Er war in der Familie Brescher auf dringende Einladungen einige Male eingekehrt, hatte einige angenehme Abende im Kreise der Familie verlebt, man hatte ihn königlich nach Schwabenart bewirtet, das er geschätzt und dafür er in einer ihm eigenen höflichen Weise gedankt hatte, und das war alles.

„Wenn Ihr den Günther nicht abspenstig gemacht habt, dann hat es seine Schwester, die Marlin," begann Frau Berscher von neuem mit etwas mehr Fassung. Die ist um ihn herum wie eine Klatte," meinte sie.

„Ich glaube nicht, daß die Schwester Günthers ihn in irgend einer Weise in diesem Falle beeinflußt hatte," gab Frau Hoffmann zurück. „die ist zu gut, das zu tun. Ein Glück, daß du diese nicht sprechen kannst, die ist wieder nach Bousejour gefahren, wo sie Schule hält."

„Ich weiß es vor sicher," meinte Frau Brescher, daß jemand uns einen Trick gespielt hat und mir werdens ausfinden und Gott behüt! wenn ich die Person ausfinde," schloß sie in wutig drohendem Tone indem sie die geballte Faust erhob.

„Hör einmal, Schwester Brescher und laß mich dir sagen, daß ich glaube, daß du ganz im Unrecht bist. Du beweisest es schon mit deinem Zorn und deiner Wut, daß du nicht dem guten Geiste gemäß handelst. Christen tun nicht so, es sei denn sie sind blind und geben nicht acht auf die Stimme des Geistes. Deine Tochter rühmt auch eine Christin zu sein und der Herr Günther ist nicht ein Christ, und ein Christ soll nicht mit einem Nichtchristen an ein und demselben Joch ziehen. Lydia," sagte sie, sich an die Tochter der Frau Brescher wendend, „du hast kein Recht, dich in einen unbekehrten jungen Mann zu verlieben, absolut kein Recht," wiederholte sie mit Nachdruck. „Geht heim, tut Buße über eure Blindheit und Eifersucht und betet für den jungen Mann, daß er sich bekehren möge und dann wartet die Zeit ab."

Beide weinten bitterlich, sagten aber kein Wort.

Sie waren aber aufgestanden und wollten des Predigers Wohnung verlassen als die Glocke schallte und jemand sich meldete. Beide gingen mit Frau Hoffmann zur Tür, und als diese sich öffnete, gewehrten sie Malvin Günther. Alle drei erschracken, und standen da wie vor einem Gespenst, und konnten ihren Schreck nicht verbergen.

„Willkommen, Herr Günther," sagte Frau Hoffmann, „treten Sie ein. Sie haben wir am allerwenigsten heute erwartet, wir meinten Sie wären weit weg in Ontario?"

„War ich auch, ich bin aber heute heim gekommen," gab er zur Antwort, indem er den drei Frauen die Hände schüttelte.

„Nun denn, treten Sie ein", lud Frau Hoffman, „und ihr Schwestern, dürft auch nicht in solcher Eile sein, vielleicht hat Herr Günther uns etwas sehr Interessantes von seiner Reise nach Ontario zu erzählen."

Die beiden Frauen fühlten jedoch, als hätte jemand ihnen kaltes Wasser über den Rücken gegossen, daher bequemten sie sich zur Tür hinaus und schickten sich zum gehen. Malvin trat aus und bemerkte in freundlichem Ton, er habe eben an sie gedacht und wollte sie in diesen Tagen, sobald er seine Sachen geordnet habe, besuchen, wozu die Frauen freundlich Mienen machten und ihn versicherten er würde ihnen ein lieber Gast sein. Darauf verließen sie des Predigers Haus.

Dem Urteilfähigen jungen Manne waren die aufgedunsteten Gesichter und die roten Augen der Frau Brescher und ihre Tochter nicht entgangen und sobald er im Zimmer Platz genommen hatte, schaute er Frau Hoffman an und fragte in einem mitleidsgefühlvollem Ton, ob den Breschers wohl ein trauriges Schicksal begegnet sei. Frau Hoffman fühlte sich in einer sehr sonderbaren Lage, sie wollte nicht lügen, sie wollte Melvin auch keine Silbe von dem wissen lassen, wovon sie eben mit den Frauen gesprochen hatte, noch wollte sie ihn mit einer abschneidenden Antwort befriedigen, sie wollte überhaupt nichts Auffallendes zeigen.

„Nein, es ist ihnen gerade nichts hartes oder trauriges zugestoßen; Sie wissen ja, Herr Günther, beim Christen geht nicht immer alles glatt, so lange er auf dem Kampfplatze ist, und so geht's diesen Frauen auch."

Das genügte Melvin und es war sogleich auch eine sehr geschickte Antwort, die beste, die sie ihm hätte geben können, um nicht auffällig zu werden.

Frau Hoffman informierte ihn, daß sie den Prediger bald zurück erwartete, er sei zur Nordseite der Stadt zu einem Kranken gefahren und müßte bald zurück kommen. Sie unterhielten sich dann von seiner Reise nach Ontario, sie fragte ihn über seine Arbeit usw. Nach kurzer Zeit trat Herr Hoffman ein. Auch er war erstaunt über Melvins Anwesenheit und lud ihn ein, bei ihnen zum Abendbrot und für den Abend zu bleiben. Das war Melvin sehr recht, denn er hatte dem alten Freunde vieles zu sagen und anzuvertrauen, und er wartete auch nicht lange bis er damit anfing.

„Sie wissen, Herr Hoffman," begann er, „daß meine Schwester und ich Waisen sind, nicht wahr?"

„Natürlich, ja, daß haben Sie uns ja mitgeteilt."

„Wir kommen beide aus ein und demselben Kinderheim zu Kansas City, wie unsere Urkunden zeigen."

„Ganz richtig," meinte der Geistliche, der freilich die Papiere noch nie gesehen hatte.

„Wir sind in ein und demselben Hause aufgezogen, haben übereine Familiennamen angenommen, sind als Bruder und Schwester stets gut miteinander fertig geworden. Tatsache ist es, daß wir besser als Geschwister zusammen ausgekommen sind als manche andere."

Der Prediger kratzte hier mit seiner Stimme als wollte er dem Sprecher Einhalt bieten, weil er fühlte, es möchte zu unliebsamen Auseinandersetzungen zwischen den beiden gekommen sein, und als Melvin das merkte, hielt er sofort an.

„Ich hoffe, ich ahne nichts Unliebsames, das unter den Geschwister vorgefallen sein möchte."

Melvin lachte laut auf. „Nein, nichts derartiges," fuhr er fort, „bitte, hören Sie mich weiter an."

„Entschuldigen Sie mein Vorgreifen," sagte der Prediger, bitte, sprechen Sie weiter.

„Wir sind auch sozusagen zusammen von Hause geflüchtet," fuhr er fort und erzählte ihm den ganzen Hergang der Dinge vom Mündigkeitsfest zu Hause bis sie nach Winnipeg kamen und wie sie sich versprochen hatten, treu zu einander zu stehen, wie sie sich rein und keusch zu einander betragen hatten, wie ihnen das Glück durch die Vermittlung des Geistlichen so hold gewesen sei usw., „und," schloß er, „als meine Schwester vorigen Weihnachten mich besuchte, wurden wir schlüßig, daß keine Blutsbande zwischen uns bestehe, weil wir, laut unsere Urkunden, kaum sechs Monate Altersunterschied haben und so machten wir ein gegenseitiges Geständnis, daß wir in letzter Zeit ein engeres Verhältnis zu einander gefühlt hatten als vorher da wir uns als Bruder und Schwester kannten und gelobten uns, unsere Wege in der Zukunft im Rahmen als Mann und Frau zusammen zu gehen."

Hier rutschte der Alte auf seinem Stuhl hin und her und seine Augen leuchteten, wie zwei neu erwachte Sterne am Himmel. Melvin merkte das und hiel etwas an.

„O, du wunderbarer Gott!" rief der Alte, „wie wunderbar sind Deine Wege mit den Menschenkindern! Fahren Sie fort," rief er, legte die Hände in einander und horchte mit großer Spannung weiter zu.

„Nun möchten wir," begann Melvin wieder, „daß Sie uns nächste Ostern trauen; meiner Schwester Schule schließt zu Ostern und weil ich dann zwei Wochen Ferien bekomme, so wollten wir eine kurze Hochzeitsreise über Ostern machen. Würden Sie das, bitte, tun wollen," wandte er sich direkt an den Prediger.

„Selbstverständlich," meinte dieser, „doch erlauben Sie, daß ich die Mutter rufe und ihr die frohe Kunde mitteile. „Mutter, Mutter! rief er in die Küche, komm einmal schnell her!"

„Ich bin eben mit dem Abendbrot beschäftigt," gab sie zurück, „dürfte ich nicht später kommen?"

„Ach, dieses ist so wichtig, daß du sofort kommen mußt," rief er und drang sie zum eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf um die Wahrheit.

Eine Geschichte aus der Gegenwart von K. Papke

(Fortsetzung.)

Er hatte vorgehabt, sich mit Werner in Berlin, das er ohnehin auf seiner Reise von Greifswald nach Hause berühren mußte, zu treffen, und mit ihm gemeinsam nach Schmalsee zu kommen. Er hatte das dem Freunde geschrieben, als er ihm den guten Ausgang seines Examens mitteilte, und war auch von Werner mit großer Herzlichkeit am Stettinger Bahnhof empfangen worden. Doch dann, als Theodor ihn fragte, mit welchem Zuge sie am nächsten Tage weiterfahren wollten, hatte er ruhig geantwortet: „Ich bleibe noch zwei Tage hier, habe auch mein späteres Kommen schon gemeldet. Nun, aber habe ich an dich, lieber Junge, eine große Bitte, und hoffe im Blick auf unsere alte Freundschaft nicht vergeblich zu bitten. Du kennst meinen inneren Standpunkt, so lange suchte ich ihn zu Hause zu verbergen, ich wollte nicht eher davon reden, als bis ich ganz fest darin und meiner Meinung gewiß sei. Das ist jetzt der Fall, und nichts könnte mich davon abbringen. Jetzt sollen und müssen es meine und deine Eltern und — und deine Schwester wissen.

Ich werde es ihnen sagen, bitte dich nun aber herzlich, sie darauf vorzubereiten, soviel wie möglich. Auch muß ich meinem alten Herrn eröffnen, daß ich nicht mehr die Absicht habe, einfacher Pfarrer irgendwo in Fuchsgutenacht zu werden, sondern ich werde auf die Professur losgehen."

„Das ist also das Endresultat von Henricis Lehren", rief Theodor schmerzlich aus, aber Werner erwiderte scharf: „Ich bitte, meinen hochverehrten und väterlichen Freund nicht anzugreifen, er steht mir zu hoch dazu."

„Besonders als Onkel von Else Henrici", konnte Theodor sich nicht enthalten, ironisch hinzuzufügen.

„Du irrst," flammte Werner auf, „sie ist mir allerdings viel geworden, aber meine Liebe gehört einer anderen! Uebrigens," fuhr er, vom Thema abweichend, in leichterem Tone fort, „deine ehemalige Studentenflamme, Lotte Henrici, ist vor einem Jahr ins Rote Kreuz eingetreten, Gott weiß aus was für Gründen. Natürlich wollte der Professor zuerst nichts davon wissen, er hielt es, wie alle Bekannten der Familie, für eine vorübergehende Marotte einer jungen Dame, die sonst nichts Besonderes zu tun hat, — aber es scheint ihr ja ernst damit zu sein. Wenigstens ist sie nun schon ein Jahr dort, obgleich ihr alle prophezeiten, sie käme schon nach sechs Wochen wieder."

Er lachte. „Nun komm, Theo, wir wollen essen gehen, und nachher — —"

„Bin ich zu Klingners eingeladen," unterbrach Theodor, „ich bleibe dort über Nacht."

„Sehr wohl," nickte Werner einverstanden, „da habe ich nicht nötig, mich für den Abend zu entschuldigen, den ich bei Henricis zubringen will."

Auf die Nachricht von Lotte Henrici ging Theodor nicht weiter ein; es hatte ihm wohl einen kleinen Stich gegeben, aber die Sache lag in Gottes Händen, und er hatte sie mit Gottes Hilfe überwunden. Er erzählte es zwar Oswald, als sie später am Abend allein waren, dachte aber in dem gemütlichen Zusammensein mit Frau Klingner und Ruth nicht weiter mehr daran.

Am nächsten Tage fuhr er ab, ohne Werner noch gesehen zu haben. Je näher er aber Schmalsee kam, je mehr legte es sich ihm wie eine Zentnerlast auf die Seele, daß er Werner zugesagt hatte, die Seinen ein wenig vorzubereiten. Fast bereute er, es getan zu haben, — und doch war es wohl auch wieder gut so, — es traf sie die ganze Sache doch, dann nicht so überraschend. Immer wieder betete er im stillen um Weisheit zu Gott, um Kraft und Vorsicht.

Nun tauchten die ersten Häuser von Schmalsee auf, und dort kamen auch schon der teure Vater, die Mutter und seine Schwester mit dem wachsamen Fox ihm entgegen.

Da war im Augenblick alles vergessen, freudig sprang er aus dem Wagen, hinein in die ausgebreiteten Vater und Mutterarme, jubelnd hing Annemarie an seinem Halse, und wie unsinnig vor Freude umsprang Fox laut bellend die vier.

Christian stand ehrerbietig daneben, die Mütze in der Hand und wischte sich eine rührsame Träne ab, — aber wie würde es erst sein, wenn er „uns' jungen Herrn" abhohlen würde!

Wieviel gab es nun zu erzählen! Als sie aber in dem festlich mit Tannen und Blumen geschmückten Heim eingetreten waren, da war das erste, daß Lehrer Förster mit den Seinen im Studierzimmer in überströmenden Worten Gott dankte, der ihren Sohn an allen Klippen des Universitätslebens glücklich und sicher vorbei und bis hierher gebracht hatte.

Nun führten sie ihn alle hinauf in sein Zimmer, wo ihn eine Ueberraschung erwartete. Auf dem Tisch stand groß, in schöner Ausführung, die Statue des guten Hirten, mit dem einen Schäflein auf dem Arm, das andere angeschmiegt ans Knie, vertrauend zu ihm aufblickend.

Bewegt schloß der Vater den Sohn noch einmal in die Arme.

„Der gute Hirte fand dich, und er soll dir ein Vorbild sein für deine spätere Tätigkeit als Geistlicher."

Innig dankte Theodor — wie schön war es, ein solches Heim zu haben!

Ein tiefer Ernst ging jedoch über sein Antlitz, als er hörte, Onkel und Tante Döllberg kämen bald, um den Abend mit ihnen zusammen zu verleben. Die ganze Last seiner Aufgabe fiel ihm da wieder auf die Seele, — aber er blickte auf die Heilandsgestalt mit dem Schäflein im Arm und flüsterte leise: „Er fand mich, er wird auch ihn finden."

— ‡ — ‡ —

Zehntes Kapitel.

Unter der großen Linde, die einen Teil des Gartens am Schulhause beschattete, saß die Familie Förster mit ihren treuen Freunden zusammen.

Man hatte hier zu Nacht gegessen, jetzt war der Tisch abgeräumt, Annemarie hatte Limonade und Gläser hingestellt.

Die ersehnte Abkühlung war nach dem heißen Tage nicht gekommen, im Gegenteil, kein Lüftchen bewegte sich, es war, wenn möglich, noch drückender geworden. Von irgend woher leuchtete der matte Schein eines Blitzes zuweilen herüber, „kühlt es sich nun ab," sagte Pfarrer Döllberg behaglich.

Viel und lebhaft war über Theodors Examen gesprochen worden, er hatte alles davon genau erzählen müssen, hatte auch vielerlei vom Universitätsleben und von Klingners berichtet. Pfarrer Döllberg hatte sich seiner Studienzeit dabei erinnert und ehemaliger Freunde gedacht, — so war bis jetzt weitere Frage nach Werner, außer wie es ihm ginge, unterblieben.

Theodor war innerlich sehr froh darüber, er wollte um keinen Preis den ersten Abend, die schöne Gemütlichkeit, zerstören, überlegte aber immer wieder dabei, wie er es morgen möglich machen könne, seinen verehrten Onkel Döllberg vorzubereiten. Endlich nahm er sich vor, seinen Vater in alles einzuweihen, der sollte dann weiter helfen, und würde es wohl auch am besten verstehen.

Aber es sollte anders kommen.

Gerade eben stockte das Gespräch ein wenig, er schaute gedankenverloren in das Blätterdach über sich, seine Gedanken waren in die Vergangenheit gezogen . . . „Sag' mal, Theo, warum ist eigentlich Werner nicht mit dir zusammen nach Hause gekommen?" riß ihn Trude Döllbergs Stimme in die Gegenwart zurück, „sein Examen ist vorbei, er hat doch nichts mehr in Berlin zu tun, — wir wundern uns recht darüber."

„Ja, Theo, das mußt du uns sagen," fügte der Pfarrer hinzu, „ich wollte eben dasselbe fragen. Wir sind sehr erstaunt und wissen nicht recht, was wir davon denken sollen."

Theodor war zusammengezuckt, — jetzt galt es vorsichtig zu sein, — aber wie — — es war ja fast unmöglich, jetzt zu schweigen — — .

„Nun, du sagst nichts?" fragte der Pfarrer unruhig, „was ist es, ist etwas geschehen?"

Fast unwillkürlich kam es da über Theodors Lippen: „Er hatte zu beiden Tagen Einladungen zu Professor Henrici, der mit seiner Nichte übermorgen ins Gebirge abfährt, Werner wollte die beiden Tage nicht aufgeben."

„Zu Professor Henrici?" fragte ungläubig Pfarrer Döllberg, „der ist ja der vollständig linksstehende Professor der Berliner Universität, — das ist doch unmöglich, — wie käme er denn zu dem, und noch dazu in sein Haus?"

Mit Schrecken sah Theodor, daß es unmöglich war, jetzt noch auszuweichen, — — er hatte im Augenblick seiner Antwort ganz vergessen, daß Werners und seinen Eltern nichts von diesem Verkehr mit Henrici bekannt war.

„Theo, kennt denn Werner den Professor?" fragte dessen Vater erregt, „nie sprachst du davon! Bitte, gib uns Aufklärung."

„Ja, er kennt ihn," entgegnete der junge Mann zögernd.

„Woher?" fragte Trude Döllberg erschreckt.

„Er hatte bei ihm gehört und verkehrte viel in seinem Hause und nicht erst jetzt, sondern schon als wir zusammen in Berlin studierten.

Der Pfarrer hatte die Hände gefaltet, es herrschte Totenstille, — jedem war zumute, als brächte die nächste Minute unendlich Schweres.

„Mein Sohn hört und verkehrt bei Professor Henrici," murmelte der Pfarrer; dann fuhr er lauter fort: „Theo, sage uns jetzt alles, — ich will und muß alles wissen — oder nein, sage mir vorerst das eine: Ist Jesus noch sein Heiland, sein Erlöser, sein Seligmacher?"

Es war gut, daß es schon dunkel geworden war, so sah niemand Annemaries Gesicht, das schneeweiß wie ihr Kleid war. Mit weitgeöffneten Augen sah sie auf ihren Bruder, — — der schlug die Hände vors Gesicht und rief mit schmerzlich bebender Stimme: „O, Onkel, daß du mich gerade heute und gerade danach fragen mußt! Nun muß ich es sagen, das mir schon lange das Herz beschwert! Nein, er glaubt nicht mehr an Jesum, — Jesus ist ihm ein Mensch wie jeder andere geworden, — Werner hat seinen Glauben daran gegeben! Und ich . . . . ich habe und hatte schon lange, lange keinen Einfluß mehr auf ihn, schroff wies er mich mit allem ab, unsere Freundschaft ist nur noch eine äußerliche. Und ich habe gebetet und geschwiegen, weil ich ihm versprochen hatte zu schweigen, und weil ich sah, jedes Reden unsererseits macht es nur schlimmer.

Henrici ist ein bestrickender Mann, er hätte auch mich fast gefangen, als ich ihn damals auf Werners Bitten hin öfters hörte. Aber der Herr ging mir nach und rettete mich. Er ist auch Werner nachgegangen,—aber er hat wohl nicht gewollt! Ich weiß nicht, was ihn am meisten zu dem Professor hinzieht, ob nur der geistvolle Mann allein oder auch seine schöne und geistreiche Nichte Else, — — ich glaube, es ist beides zu gleichen Teilen."

Minutenlanges Schweigen folgte seinen Worten.

Es ist schwer mitanzusehen, wie einem Menschen das irdische Glück genommen wird, und die Seele leidet in schönem Mitgefühl dabei mit, aber wenn ein Mensch das Glück, das Heil seiner Seele mutwillig fortwirft, das ist ein Schmerz, keinem zu vergleichen.

„Mein Sohn," murmelte endlich der Pfarrer tonlos, „mein Sohn!" Er griff nach der Hand seiner Frau und sagte leise: „Trude, wir haben ihn verloren, — aber Jesus hat ihn noch nicht verloren."

Ein tränenloses Schluchzen hatte die Pfarrersfrau zuerst durchzittert, bei dem Schmerz ihres Mannes aber wurde sie wieder das liebende, starke Weib.

Fest faßte sie seine Hand, bezwang gewaltsam ihre Stimme und entgegenete: „Ja, Jesus läßt die geretteten Schafe allein und sucht das verlorene, bis er es findet — —", ihre Stimme brach nun doch.

Aber klar und fest fuhr der Lehrer fort: „Und wenn er es gefunden hat, legt er es auf seine Achseln und trägt es heim mit Freuden —."

Und dann tat er das einzige, was in dieser Stunde das richtige war, — er betete! (Fortsetzung folgt.)

Der Anfang der Arbeit Bethels, in Deutschland.
Statistik 1935

In Bethel und seinen Zweiganstalten wurden im Jahre 1935 insgesamt 25,358 Personen in insgesamt 2,181,043 Pflegetagen betreut. Im Tagesdurchschnitt standen somit etwa 5950 Personen in Bethels Pflege, ungerechnet die Pflegebefohlenen der Hoffnungstaler Anstalten rund um Berlin herum mit ihren nahezu 1500 Plätzen

Noch immer steht im Vordergrund der Arbeit Bethels die Fürsorge für die Fallsüchtigen. Es wurden 2479 Fallsüchtige in 860,243 Pflegetagen und Hospizbesuchern 3998 Personen mit 60,852 Pflegetagen.

Im Jahre 1935 waren die einzelnen Pflegebefohlenen Bethels wie folgt beheimatet: in Anhalt 56, in Baden 198, in Bayern 309, in Breunschweig 145, in den Hanselstädten 337, in Hessen-Darmstadt 93, in Lippe-Detmold 317, in Mecklenburg 137, in Oldenburg 118, in Berlin 620, in Brandenburg 625, in Hannover 730, in Hessen-Nassau und Waldeck 456, in Hohenzollern 12, in der Grenzmark 183, in Pommern 284, in Ost- und Westpreußen 536, im Rheinland 1273, in Sachsen (Provinz) 487, in Schlesien 529, in Schleswig-Holstein 288, in Westfalen 10,892, im Freistaat Sachsen 446, in Schaumburg-Lippe 44, in Thüringen 229, in Waldeck 17, in Württemberg 125, im Saargebiet 80, im Freistaat Danzig 35, zu den Auslandsdeutschen gehörte 1, 288 stammten aus dem Ausland und 13 waren staatenlos. (Die Heimatangabe der Hospizbesucher fehlt.)

Das Betheler Mutterhaus Sarepta zählte am 31. Dezember 1935 1984 Schwestern, von denen 93 in der Ausbildung standen, 186 im Feierabend und 66 krank oder beurlaubt waren. Dazu kommen noch etwa 400 Helferinnen.

Das Brüderhaus Nazareth verfügt im Jahre 1935 über 656 Brüder; davon sind 439 eingesegnete Brüder, 140 Hilfsbrüder, 77 Probebrüder, 34 freie Helfer und Pfleger. Hinzu kommen 7 sogenannte „Nazarethschwestern".

Der Samariter im Dienstkittel.

Auf der Straße bekam ein Mann einen epileptischen Anfall. Bald sammelte sich ein Haufe Neugieriger um den Armen, der auf dem nassen, kalten Boden in Krämpfen lag. Ein Herr trat dazu und rief: „Schafft doch den armen Menschen in ein Haus! Mit dem Zugucken ist nichts geholfen." — „Gleich, lieber Herr", sagte ein Dienstmann, „aber Sie müssen mitkommen." — „Warum denn?" fuhr der Herr auf. „Das will ich Ihnen wohl offenbaren", antwortete der Dienstmann, „unsereins hat in solch feinem Hause nichts zu sagen. Aber wenn ein feiner Herr das Kommando führt, der weiß, was die andern tun müssen, dann nimmt der Hausbesitzer sicher den Mann gern auf." Der Dienstmann trug den Kranken vorsichtig in das Haus, der Herr folgte. Hausbewohner halfen dem Armen, der sich bald wieder erholte. Der Herr wollte nun weggehen, aber der Dienstmann hielt ihn fest: „Nein, lieber Herr, so geht das nicht. Unsereins lebt vom Verdienst, nun geben Sie mir auch meine Schuldigkeit! Sie haben mir das befohlen, was ich getan habe." Der Herr sagte: „Wie komme ich dazu, etwas zu bezahlen, was Sie von selbst hätten tun sollen? Was geht mich der fremde Mensch an?"

„So?" lachte der Dienstmann, „ich dachte, der Kranke ginge Sie viel an, weil Sie sich so um ihn kümmerten. Ich bin ein Diestmann, und da muß ich überall zu Dienst sein, wo jemand nicht selber zugreifen kann. Ich bekomme fünf Groschen." Der Herr mußte lachen, gab dem Dienstmann eine Mark und wollte gehen. Der Dienstmann hielt ihn fest: „Sie sind ein nobler Herr, aber fort dürfen Sie noch nicht. Sie haben jetzt bezahlt, aber wir sind noch nicht zu Ende." Er gab dem Kranken die Mark: „Siehst du, alter Freund, das gab dir ein Dienstmann mit sieben Kindern, nun wollen wir einmal sehen, was die andern tun. Mit Zusehen ist nichts geholfen." Das griff allen ans Herz und in den Geldbeutel. Als zuletzt der feine Herr auch dem Dienstmann etwas für seine sieben Kinder schenken wollte, war der barmherzige Samariter im Dienstmannskittel verschwunden. — Wir aber wollen es besser lernen, Jesu Regel zu befolgen, die Er dem Schriftgelehrten gab: Gehe hin und tue desgleichen! Und zwar ohne Unterschied allen, die unserer Hilfe bedürfen. Von der letzten Zeit aber sagt Jesus: Dieweil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vielen erkalten.

Aus dem Verhör eines Märtyrers.

Der Statthalter wandte sich an Justin: „Höre, du heißt ein studierter Mann und glaubst, die wahrhaften Lehren zu kennen — wenn du gegeißelt wirst, wenn dir der Kopf abgeschlagen wird, glaubst du, daß du auch dann noch in den Himmel aufsteigen wirst?" „Ich hoffe", entgegnete Justin, „daß ich Seine Lehren festhalten werde, wenn ich das ertragen muß. Denn ich weiß, daß bei allen, die also lebten, die göttliche Gnade bleibt bis ans Ende der Welt." Der Statthalter Rustikus: „Du vermutest also, daß du in den Himmel auffahren und dort deinen Lohn empfangen wirst?" Justin: „Ich vermute es nicht, ich weiß es, ja, ich bin es gewiß." Der Statthalter Rustikus: „Uebrigens, wir wollen zur Sache kommen, sie ist eilig. Tretet zusammen und opfert einmütig den Göttern." Justin: „Niemand, der richtig steht, fällt aus dem Glauben in den Unglauben."

Der Statthalter Rustikus: „Wenn Ihr nicht gehorcht, werdet Ihr unbarmherzig bestraft werden." — Justin: „Wir haben den Wunsch, als Bestrafte um unseres Herrn Jesu Christi willen selig zu werden. Das wird unser Heil und unsere Zuversicht sein vor dem furchtbaren, alle Welt vor sich fordernden Richterstuhl unseres Herrn und Heilandes." Desgleichen sprachen auch die anderen Märtyrer: „Tu, was du willst! Denn wir sind Christen und opfern den Götzenbildern nicht." — Der Statthalter verkündete darauf das Urteil. —

„Seine Herrlichkeit".
Jesaja 60, 1—6.

Epiphanias heißt Erscheinung. In dem Jesajatext heißt es: „Seine Herrlichkeit geht auf über dir und sie erscheint über dir." Hier ist das Volk Israel angeredet. Da, wo dicke Finsternis vorher ihr unheimliches Wesen hatte, sieht der Prophet, wie alles hell und lichtvoll wird. Ueber Israel wird die Herrlichkeit des Herrn wie eine strahlende Sonne aufgehen. Aber noch mehr sieht der Prophet: auch andere Völker sollen an dieser Lichtsherrlichkeit teilbekommen. Von allen Himmelsrichtungen werden sie herbeieilen, selbst die zerstreuten Glieder des Volkes Israel werden zusammengeführt werden. Alle sollen den einen Gott loben und preisen, ihm dankbar sein und unaussprechlich froh werden in der seligen Erfahrung seiner Herrlichkeit.

In Jesus Christus ist Wirklichkeit geworden, was der Prophet einst geschaut hat. Nun war der gekommen, aus der Herrlichkeit des Vaters, der von sich sagen konnte: Ich bin das Licht, die Sonne der Welt. Was die Sonne mit ihrer alles belebenden und alles erwärmenden Kraft für die Erde ist, das sollte Jesus für die ganze Völkerwelt sein. Gott hatte ihn dazu bestimmt. So wurde es in allem Erdendunkel hell. Die Menschen durften nun in ihm und durch ihn das Wesen Gottes erkennen. Gottes Vatergüte und Liebe strahlte ihnen in dem Angesichte Jesu Christi entgegen. In diesem hellen Lichte erkannten aber auch die Menschen ihr eigenes Wesen, und merkten, was daran Gott wohlgefallen konnte. Es ging ihnen ein Licht darüber auf, wie sie nun aus aller Not erlöst werden und in Gottes Herrlichkeitswelt hinübergetragen werden konnten. Da erschien die Herrlichkeit Gottes in Jesu Christo für die ganze Welt.

Aber es war nur der Anfang, der auf ein letztes Ziel hinweisen sollte. Für uns liegt in dem Prophetenwort noch eine Verheißung für die Zukunft. Wir sollen uns auch im neuen Jahre auf dies Verheißungswort stützen und uns freuen auf das, was auf uns wartet, wenn wir zu der Schar derer gehören, die dem Heiland, dem Licht der Welt folgen. In Joh. 10, 16 sagt der Herr ein Wort das uns froh macht im Blick auf die Zukunft: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und dieselben muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird Eine Herde und Ein Hirte werden." Im Blick auf diese herrliche Zukunft singt die Gemeinde: „O des Tags der Herrlichkeit, Jesus Christus, du die Sonne, und auf Erden weit und breit Licht und Wahrheit, Fried und Wonne; mach dich auf und werde Licht, Jesus hält, was er verspricht!" Eine große Gottesfamilie soll dann aus der Menschheit geworden sein. Alle Völker sollen von Jesus und von dem Evangelium des Reiches Gottes gehört haben. Wir reden in unseren Tagen viel von Völkergemeinschaft, von Menschheitsverbrüderung. Ein hohes Ideal. Aber Jesus sieht die Verwirklichung dieses hohen Zieles, nur auf einem ganz anderen Wege, als man in unseren Tagen davon zu schwärmen pflegt. Wenn die einzelnen Menschen sich ihm anvertrauen, damit er sie zur Lebensverbindung mit Gott führt, und sie so Kinder Gottes werden. Nur unter der Voraussetzung der Unterwerfung unter die Herrschaft seiner Liebe und Gnade kann es zur Erreichung dieses Zieles kommen.

Dadurch entsteht die Aufgabe der Verkündigung des Evangeliums. Die Menschenherzen sollen für Jesus gewonnen werden. Diesen Dienst fassen wir zusammen in dem Werk der Mission. Epiphanias ist der Aufruf an die Christen, mitzuarbeiten an diesem Werk und mit Freuden sich, ihre Kräfte, ihre Gaben dem Herrn der Herrlichkeit zur Verfügung zu stellen. damit der Herr den „Tag der Herrlichkeit" heraufführen kann. Unnütze, faule Christen kann der Herr Jesus nicht als seine rechten Jünger anerkennen. Wie sollen sie sich auch an jenem "Tag der Herrlichkeit" freuen können, wenn sie nicht vorher ihrem Herrn mit Leib und Seele gedient haben? Darum gilt das Wort: „Mache dich auf und werde Licht" uns allen. Wir alle, die wir uns Christen nennen, wollen mitarbeiten an dem Werk der Mission unserer Kirche, damit allen Völkern die Herrlichkeit des Herrn erscheine. Und wenn Du nicht selber zu den Heiden gehen kannst, du kannst es mit Deinen Gaben, mit Deinen Gebeten, mit Deinem Interesse für das Werk der Mission. Ein Christ kann nicht so tun, als gingen ihm die andern nichts an, ein rechter Christ hat nun erst, seit Christus in ihm Gestalt gewonnen hat, ein Herz für die andern, und ein Herz voll Liebe zum Herrn und den Mitmenschen bewegt nun Hände und Füße zum freudigen Opferdienst, wo immer der Herr es fordert. Laßt uns nicht müde werden auch im neuen Jahre inbrünstig zu flehen: „O breite, Herr, auf weitem Erdenkreis dein Reich bald aus zu deines Namens Preis!"

H.

— Gemeindeblatt.

Neueste Nachrichten.

— **Rom.** **Marschall Rodolfo Graziani**, Vizekönig von Aethiopien, wurde durch Handgranaten-Splitter leicht verletzt, als rebellische Eingeborene in Addis Abeba den Versuch machten, ihn, während er ihnen Geschenke überreichte, zu ermorden.

Viele andere Personen, darunter der Abuma Cyrill, koptischer Bischof von Aethiopien, trugen schwere Verletzungen davon, wie in einer amtlichen Kundgabe gemeldet wurde. Das Attentat ereignete sich bei einer großen Festlichkeit anläßlich der Geburt des Prinzen Vittorio Emanuele, ersten Sohnes des italienischen Kronprinzen und künftigen Kaisers von Aethiopien. Mussolini hat befohlen, alle Beteiligten zu erschießen.

— **Chicago.** **Der frühere Präsident** Herbert Hoover erließ die Aufforderung „Hände weg vom Oberbundesgericht". in einer Ansprache an der Union League Club sagte er, daß Präsident Roosevelts Gerichts-Organisierungs-Vorschlag die größte Verfassungsfrage in siebzig Jahren aufgeworfen und die Nation vor den Vorschlag gestellt habe, daß das Oberbundesgericht dem Exekutivzweig der Regierung unterstellt werden sollte. Dies reiche gerade in das Zentrum menschlicher Freiheit, und die schließliche Sicherstellung der Freiheit liege in der Unabhängigkeit des Richterstandes.

Ex-Präsident Hoover erklärte, daß es sich bei der Oberbundesgericht-Frage in Wirklichkeit darum handle, ob der Präsident durch Ernennung weiterer Richter die Verfassung revidieren soll, oder ob eine Aenderung in der Verfassung dem Volk unterbreitet werden soll, wie die Verfassung selbst vorschreibt.

— **Berlin.** **Die hiesige Arbeitstagung** der internationalen Frontkämpferkommission fand mit dem Empfang d. Gäste durch den Präsidenten der Vereinigung deutscher Frontkämpferverbände, den Obergruppenführer Herzog von Coburg, im Hotel Kaiserhof ihren Ausklang.

Der britische Frontkämpfer Oberst Croßfield gab einem Vertreter des „Berliner Tageblatt" eine Schilderung seiner Eindrücke von Deutschland. „Die britische Delegation," sagte Croßfield, „ist voll Bewunderung und Erstaunen für die hervoragende Art, wie der Kongreß von den deutschen Kameraden organisiert worden ist. Wir von der britischen Delegation glauben, daß in wenigen Tagen in Berlin für die Zukunft der internationalen Zusammenarbeit etwas uns eine besondere Genugtuung, daß die einzelnen Delegationen so gut zusammengearbeitet haben, daß sich wirklich eine herzliche Kameradschaft entwickelt hat."

— **Washington.** **Das Haus legte die** finanzielle Grundlage des transatlantischen Luftpostdienstes, als es eine Bewilligungsvorlage in Höhe von $1,501,930,151 für das Schatzamt und Postamtdepartement annahm und an den Senat sandte. Die Annahme im oberen Haus ist, wie angenommen, gesichert. Die Gesamtverwilligung war die größte für die zwei Regierungsdepartements in der Geschichte.

Der Mehrheitsführer Joe T. Robinson, Demokrat von Arkansas unterbrach eine stürmische Debatte über ein vorgeschlagenes Verbot von gegeseitigen Handelsverträgen mit Kriegsschuldnernationen, um zu erklären, daß eine „starke Möglichkeit" der Handlung betreffs europäischer Obligationen im nächsten Jahr besteht.

Obgleich er als der Wortführer der Adminstration im Senat betrachtet wird, betonte Robinson, daß er nur für sich selbst sprach, als er aufstand um der Resolution des Senators J. Mamilton Lewis, Demokrat von Illinois, zu opponieren, die das Staatsdepartement an der Unterhaltung von Handelsverträgen mit Schuldnernationen hindern würde.

„Nach meine Ansicht herrscht nunmehr ein Fortschritt im Gegensatz zu der Stimmung, so daß im nächsten Jahr etwas Wesentlicheres hinsichtlich einer Beilegung erreicht werden mag", erklärte Robinson.

— **Das „Pommereller Tagblatt," Nr.** 7 meldet aus Warschau, daß die Polizei einen seit langem gesuchten kommunistischen Agenten den Juden Grynszpan, der einen gefälschten Ausweis besaß u. in Leningrad eine vierjährige Ausbildung zum Hetzen und Wühlen im Sold der Komintern erhalten hat, verhaftet. Ferner wurden auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft in Warschau noch drei weitere Juden wegen kommunistischer Betätigung verhaftet. Vom Lodzer Bezirksgericht wurden 5 Kommunisten, darunter vier Juden, zu langjährigen Zuchthausstrafen wegen staatsfeindlicher Tätigkeit verurteilt.

Bekanntmachung.

Der Chor der Schönwieser Gemeinde, Gr. Winnipeg, gibt am Karfreitag das

„Sühnopfer des Neuen Bundes"

von K. Löwe. (Genaue Ort- und Zeitangabe folgen). —

Mit Gruß

J. Klassen.

Geschichtsstudium.

Volksdeutsche Erziehung im Erdkundeunterricht.

Von Otto Dyroff, Gera.

(Fortsetzung.)

Es wird um so leichter sein, dieses erweiterte Heimatgefühl zu pflegen, als gerade in den Grenzgebieten das echte deutsche Wesen oft so strahlend und klar erscheint wie kaum im Binnenlande. Hätte die alte Berufung zu Schützern der deutschen Mark den Kärntner Bauern nicht noch im Blute gelegen, wäre heute vielleicht Klagenfurt keine deutsche Stadt mehr. Und die Kindheitsgeschichten, die uns Peter Rosegger erzählt, zeigen uns einen Teil des deutschen Lebens, wie wir's heute gern wieder bei uns lebendig machen möchten. Wir sehen die Hilfs- und Schicksalsgemeinschaft der patriarchalisch erweiterten Familie in der Hütte des Waldbauern, ja auch im Betriebe des Hammerwerkbesitzers. Wir erkennen, wie der Mensch an Körper und Seele gewachsen sein muß, der im Kampf mit der Natur und dem Volksfeind das deutsche Land schützen und erweitern will. Wir fühlen die lebendige Kraft, die von der Grenze zu uns herströmt. Das zu zeigen, ist eine dankbare Aufgabe auch des staatspolitischen Unterrichts, an dem der Geograph einen guten Anteil haben sollte.

Wir sehen in Roseggers Erzählungen auch die aufbauenden und zerstörenden Kräfte der Volkswirtschaft am Werke, und ich habe sie deshalb sogar im wirtschaftsgeographischen Unterricht der O II verwendet. Es ist der Einbruch des kapitalistischen Zeitalters, der, im Verein mit der rauhen Natur, die hochgelegenen Rodungsstätten der Waldbauern wieder veröden läßt.

Aehnliche Erkenntnisse vermittelt uns die Siedlungsgeschichte des Baltikums. In Estland und Letland hatte schon in d. Mitte des vorigen Jahrhunderts durch das Wirken einiger vorausschauenden Barone eine Bauernansiedlung begonnen. Die Bahnbauten und die damit möglich gewordene kapitalistische Ausnutzung des Großgrundbesitzes (u. a.) verhinderte die weitere Entwicklung.

So lassen sich unendlich viele Beispiele dafür aufführen, daß es nur darauf ankommt, mit dem richtigen Blick an die Dinge heranzugehen, um den Erdkundeunterricht zu einem im besten Sinne politischen Unterricht zu machen.

Wir haben's ja in dieser Beziehung besser als andere Völker: überall hat der deutsche Mensch seine Spur, die Spur des Aufbaus, hinterlassen. Versuchen wir einmal ein ganzes Land mit den Augen des Deutschen anzusehen, das Ungarland. Wir haben ein Recht dazu, das zu tun:

Nach der Entsetzung von Wien, im Jahre 1686, zieht das Kontingent des Großen Kurfürsten in Ungarn ein. Meister Dietz, ein Feldscheer aus Halle, erzählt uns davon. Und er schildert uns, wie hinter Gran die Steppe beginnt (Klima!) Es ist aber nicht mehr die alte Steppenkultur der Magyaren, die wir in dieser Steppe vorfinden, sondern eine heruntergewirtschaftete europäisierte. So sähe es auch in Deutschland aus, wenn nicht schon früher deutsche Heere einen Wall gebildet hätten gegen Magyaren und Türken. Das alte Zeughaus des Landes Steiermark in Graz ist eines der machtvollsten Zeugnisse des heldischen deutschen Mittelalters.

Und so können wir von den deutschen Rittern reden, von den deutschen Ansiedlern in Siebenbürgen, die ins Land gerufen wurden, um dem ehemaligen Steppenvolk der Magyaren in Europa Dauer zu verleihen, von den Schwaben im Banat, die die verwilderten Flüsse regulierten, und können zuletzt unsere Schülerfahrt durch den Bakonyer-Wald wieder aufleben lassen.

Dabei widerfährt auch dem Ungarn volle Gerechtigkeit. Seine glühende Vaterlandsliebe, sein freies Wesen begeistern uns. Aber wir sehen auch, daß das Deutschtum der Kitt gewesen ist, dem die ungarische Nation ihr heutiges Dasein verdankt. Selbst die „nationalungarische" Musik — eigentlich die Zigeunermusik! — hat erst durch deutsche Meister — Beethoven, Brahms, Lißt — ihre höchste Vollendung erfahren. Man rege die Schüler an, den Budapester Sender einzustellen! —

Die Stoffauswahl läßt sich nicht ohne Andeutung über die Art der Stoffvermittlung geben, wenn sie in Rücksicht auf eine erziehliche Wirkung getroffen werden soll.

Oft bietet sich Gelegenheit zu einer unmittelbaren erzieherischen Einwirkung auf den Schüler, die der Lehrer nicht versäumen soll. Die ungarischen Leventer, die wir im Bakonyer-Wald getroffen haben, fielen uns durch ihre gute Haltung auf. Die deutschen Hitlerjungen wollen ihnen gewiß nicht nachstehen. — Die Papierkorbecke im Klassenzimmer zeigt nicht die vorbildliche Sauberkeit. Und gerade auf unsere Sauberkeit sind wir Deutschen doch so stolz! — Solche Erinnerungen dürfen nicht zur gewohnheitsmäßigen Nörgelei werden, dürfen auch nicht im Zorn ausgesprochen werden, sondern in unbeirrbar ernstem Tone dann, wenn sich der Schüler im Zustande der Bereitwilligkeit befindet. Dann wird der sich allzu leicht aufblähende, unbegründete Stolz schließlich durch das Bewußtsein ersetzt werden: deutsch sein verpflichtet! —

Auch da, wo keine persönliche Ermahnung beabsichtigt und notwendig ist, bietet der Erdkundeunterricht zahlreich Gelegenheit, diese Einstellung vorzubereiten.

Ich spreche von der deutsch-holländischen Grenze. Auf der einen Seite blühende Dörfer und Felder, auf der anderen ödes, weites Moor. Kein deutscher Junge, der nicht irregeleitet würde! Es ist aber die deutsche Seite, die auf weite Strecken hin das trostlose Bild zeigt! Es ist das Bild, das der Holländer jener Gegenden von Deutschland bekommt, wenn er über die Grenze blickt. Können wir uns da über manches in seiner Auffassung, die er uns gegenüber verrät, wundern? — Wir sehen Bilder der sauberen und netten Schwabendörfer in Ungarn. Dagegen Kroaten- und Zigeunerdörfer! Und manches Thüringer Dorf in der Nähe einer Stadt? — Selbsterlebte Episoden können auch viel dazu beitragen, das Bewußtsein unserer volksdeutschen Verantwortung zu stärken. Der Verwalter des ungarischen Fürsten Esterhazy im Burgenland hat uns eben die Erlaubnis gegeben, durch den Wildpark zu gehen. Da wirft sich einer von uns in die ungemähte Wiese! — Wir sind besonders Ausländern gegenüber niemals Privatpersonen. Vielfach ist's ja nur der Mangel an Erziehung, der uns Deutsche im Ausland so verhaßt macht. Diese Erziehung, dieser Takt ist aber nicht nur unseres guten Namens wegen nötig, er erleichtert auch unseren auslanddeutschen Brüdern ihre Lage sehr.

Die Pflege des gesamtdeutschen Gemeinschaftsbewußtseins ist aber auch nötig, damit Deutschland eine kraftvolle Außenpolitik treiben kann. Um diese Erkenntnis herbeizuführen, habe ich in U II einmal die Frage besprochen: Warum sprechen wir soviel vom Saargebiet? Es wurde z. B. gezeigt, wie die Saarplakate selbst im entlegensten deutschen Dorfe auf uns Deutsche, auf Bewohner des Saargebietes, die durch Deutschland reisen, und auf Ausländer wirken müssen usw. Das Ergebnis war: Nur durch den vereinigten Willen des gesamten deutschen Volkes kann der Staat seine politischen Ziele verwirklichen; das Volk ist im Führerstaat nicht ausgeschaltet, sondern ist verantwortlicher Mitarbeiter des Führers. —

In der Jugend werden die Grundlagen für den ganzen Bau des Lebens gelegt. Gerade wir im mittleren Alter merken wieder in zunehmendem Maße, wie uns im Leben und in unserer Unterrichtstätigkeit die Erfahrungen und Ideale der Jugendzeit beherrschen. Wir hoffen, daß die Jugend, die in dieser Zeit aufwächst und die wir zu unterrichten haben, nicht wieder zu einer solchen gedankenlosen Generation aufwächst, die dem internationalen Schweizer Kellner lieber ein Trinkgeld gibt als dem Tiroler Bauernburschen ein gutes Wort, die nicht nach Südtirol reist, weil dort nicht alles lustig ist, was man sieht, die im Karpathenverein Mitglied ist und keine Ahnung vom Zipser Deutschtum hat, sondern sich im magyaronischen Fahrwasser wohl fühlt.

Noch in einer anderen Beziehung müssen wir im Schüler das Gefühl der Verpflichtung wecken. Zu diesem Zwecke dürfen wir nicht verschweigen, daß es früher in manchen auslanddeutschen Gebieten, wenn man sich's ehrlich gestand, nicht gut aussah. Der deutsche Senfbauer von Sarepta — d. h. der vorbolschewistischen Zeit —, der Siebenbürger Sachse, der deutsche Großkaufmann irgendwo in der Welt — sie alle waren schon in erschreckendem Maße „verschweizert", wie man sagte, d. h. sie waren schwunglose Materialisten geworden. Partikularisten waren sie obendrein, als solche hatten sie ja häufig ihrer alten Heimat den Rücken gewendet. Wenn wir das feststellen, wissen wir wohl, was das Vaterland an ihnen gesündigt hat.

Heute haben iwr nun das wunderbare Glück, zu sehen, daß der neue Geist in Deutschland auch sie gewaltig erfaßt. In jedem Deutschen, der ins Ausland kommt, in jedem, mit dem unsere auslanddeutschen Gäste in Berührung kommen, werden sie den Vertreter des neuen Deutschlands erkennen wollen. Ein jeder von uns hat deshalb die Verpflichtung, in Haltung, Wort und Handlungsweise sich seines Vaterlandes würdig zu zeigen. — Leider gibt es aber noch viele „gute Deutsche", die sich an Gesellschaftsfahrten nach Italien oder in die Tschechoslowakei beteiligen, um dort ihre Meckereien und Miesmachereien auszubreiten.

Ich habe bisher zu zeigen versucht, welcher Art die Stoffe sein müssen, die der Erdkundunterricht braucht. Die Auffassung der Geographie als Schauplatzkunde, insbesondere des Lebens unseres deutschen Volkes, führt uns aus dem luftleeren Raum einer falsch verstandenen Objektivität heraus. Der Schüler soll natürlich nicht das Falsche, nicht Stichhaltige lernen, aber er soll von allem objektiv Wahren das lernen, was ihn in einem höheren Sinne tüchtig macht, Glied seines deutschen Volkes zu werden.

Die bisher angedeuteten Beispiele lassen schon erkennen, daß es dabei nicht nur auf den Unterrichtsstoff ankommt, sondern, wenn man das Ziel erreichen will, ebensosehr auf die Art seiner Vermittlung, auf die Methode.

Dem Begriff der Unterrichtsmethode haftet leicht der Nebenbegriff des Schematischen an. Und dieser Beigeschmack stammt aus einer Zeit, da die Methodik im wesentlichen Anwedung einer deduzirenden, stark rationalistischen und im Grunde genommen materialistischen Psychologie war. Die „Methode" muß aber, in demselben Sinne wie sie beim Militär aufgefaßt wird, nicht einen Weg bedeuten, der durch seine formalen Eigentümlichkeiten gekennzeichnet ist, sondern jeden Weg, insofern er zum Ziele führt.

Im Erdkundeunterricht ist die Frage der Methode besonders schwierig. Mancher junge Kollege hat das schon zu seiner Ueberraschung erfahren. Entscheidend ist aber eins. Man kann die Formalstufen abexerzieren, kann nach dem länderkundlichen Schema verfahren, kann die Schüler zwingen, einen Gedankengang zu verfolgen, der ihnen an und für sich nicht liegt, ein abstrakteres Thema zu bewältigen, das ich als Lehrer für notwendig erachte, wenn ich nur das Vertrauen und die Bereitwilligkeit der Schüler habe.

Auf die Dauer kann ich aber auf diese Weise nur erreichen, daß aller gute Wille und Entgegenkommen erstirbt. Wir müssen deshalb den Stoff an dem Punkte anpacken, an dem er lebendig ist. Das hat die Geschichte leichter als die Erdkunde. Wir dürfen aber ruhig Anleihe bei der Geschichte machen, ohne in den Geschichtsunterricht hineinzupfuschen. Schildere ich den Jungen die Kämpfe der Kärntner um die Draulinie und den Karawankenkamm, so nehme ich dem Geschichtsunterricht nichts weg, da er sich bei solchen Episoden in der Regel nicht aufhalten kann. Ich weiß aber, daß ich auf keine andere Weise das Bild des Klagenfurter Beckens und das Grenzgebirge besser hineinprägen kann, als wenn ich es vor dem geistigen Auge erfülle mit den Heldentaten des Jahres 1919. Kann man überhaupt eine heroische Landschaft besser auffassen als im Zusammenhang mit heroischen Taten! Der Vorwurf, dabei die Heldentaten zum Vehikel der Vorstellungsbildung erniedrigt zu haben, kann uns wirklich nicht treffen!

(Schluß folgt.)

Neueste Nachrichten.

— **Berlin. In einer Großkundgebung,** die zum wenigsten 20,000 Menschen hier beiwohnten, erklärt Reichspropagandaminister Dr. Göbbels, daß Europa keinen Krieg zu befürchten habe. Kriegswolken, die über Europa lasteten, wurden erst dann zerstreut, als Deutschland seine Aufrüstung in Angriff nahm.

„Wir wollen damit niemand angreifen," erklärte der Propagandaminister, „und, seien Sie versichert, ich glaube nicht, daß irgend jemand noch mit dem Gedanken spielt, uns anzugreifen. Ein solches Unternehmen ist heute mit großem Risiko verknüpft."

Um diesen Grad der Friedensbereitschaft aber zu erreichen, sagte Dr. Göbbels, mußten wir viele schlaflose Nächte opfern. Durch große Wagnisse mußten wir zu manchen Zeiten gehen, und Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, bis wir Schritt für Schritt und Punkt für Punkt die Gefahren aus dem Wege geräumt hatten, die der Vertrag von Versailles heraufbeschwor, eine die Verpflichtung zu völliger Abrüstung, zur Demilitarisierung des Rheinlandes und andere Beschränkungen der deutschen Handlungsfreiheit.

— **Washington. Während Generalanwalt** Cummings Roosevelts Gerichtsreformplan verteidigte, schickte Amos R. Pinchot, bekannter New Yorker Anwalt und Bruder von Gifford Pinchot, jedem Kongreßmitglied einen Brief, in welchem es heißt, daß der Kongreß einen großen und nicht mehr rückgängig zu machenden Schritt zur Diktatur tut, wenn er Roosevelts Vorlage oder irgend einen anderen Plan annimt.

— **Washington. John Lewis, der Führer** des Komitees für industrielle Organisation, kehrte nach Washington zurück, um Pläne für seinen nächsten größeren Kampf zu führen, dessen Schlachtfeld in den Kohlenrevieren der Nation liegen wird. Diesmal wird Lewis seine eigene Gewerkschaft, der Vereinigten Bergleute, in Kampf gegen die Bergwerkbesitzer führen.

Arbeitszeit und Löhne werden die Hauptgegenstände der Forderung bilden. Der neue Kontrakt muß bis zum 1. April abgeschlossen werden. Die Bergleute beabsichtigen, am 1. April in den Ausstand zu treten, falls ihre Forderung bis dahin nicht bewilligt werden. Etwa 500,000 Mann würden von dem Streik betroffen werden.

Die Gewerkschaft verlangt Reduzierung der Arbeitswoche, die jetzt 35 Stunden beträgt. Die Arbeitswoche soll auf 30 Stunden reduziert werden, was in Wirklichkeit einer Lohnerhöhung von 15 Prozent gleichkommt. Die Leute verdienen jetzt täglich mindestens $5.50.

— **Wien. Der österreichische Kanzler** Kurt Schuschnigg hielt vor 1,500 Bezirksleiter der Vaterländischen Front eine anderthalb Stunden dauernde Ansprache, in der er die Unterstützung seiner Partei für eine Propaganda zwecks Wiedereinführung der Monarchie zusagte und die Abhaltung einer allgemeinen Wahl über diese Frage in Aussicht stellte.

— **Breslau. Ein Spezialzug, der für** den Schah von Iran (Persien) in der hiesigen Eisenbahnwerkstätte gebaut wurde, enthält Wände, die aus Marmor, Tiekholz und Perlmutter hergestellt sind. Das Geschirr der Eßgarnitur besteht aus reinem Golde.

— **Wien. Der Herzog von Windsor** hat angedeutet, er wünsche ein Gut in Ungarn zu erwerben, das er im Mai beziehen kann, wie ein hiesiger Grundstückhändler sagte. Wie der Mann angab, möchte der frühere König von England einen Besitz haben, wo er auf die Jagd gehen und Golf spielen kann. Gestern hatte es geheißen, er würde Frau Wallis Simpson in Ungarn heiraten.

— **Vatikanische Stadt. Von autoritativer** Seite wird mitgeteilt, daß Papst Pius der Elfte zum zweiten Male in zwei Tagen seit seiner Krankheit, die vor zwei Monaten begann, in erfolgreicher Weise Schrittversuche machte. Der 79 Jahre alte Greis machte einige Schritte, ohne daß ihm jemand behilflich war.

— **Washington. Senator Bennet** Champ Clark, Demokrat von Missouri und einer der besten Kämpfer im Bundessenat, hat sich in einer öffentlichen Erklärung gegen Präsident Roosevelts Plan der Aenderung der Reform des Bundesgerichts gewandt.

Mit Clark ist die Gruppe im Senat, welche gegen Präsident Roosevelts Vorschlag ist, endgültig auf 36 angewachsen. Vier weitere Senatoren werden sich dieser Gruppe voraussichtlich anschließen. Ein weiteres Dutzend ist schwankend und einstweilen noch unentschlossen. Auch von ihnen werden sich wahrscheinlich noch einige auf die Seite der Opposition stellen.

Wie es heißt, hat sich Senator Burton K. Wheeler von Montana gegen Roosevelts Vorschlag erklärt und eine längere Erklärung über seinen Standpunkt angekündigt.

— **Bei den Manövern an der pazifischen** Küste ist auf dem alten Kriegsschiff „Wyoming", welches für Ausbildungszwecke benutzt wird, eine Explosion vorgekommen, welche mehrere Mitglieder der Geschützmannschaft und Marinesoldaten tötete und mehr als zehn von ihnen verwundete. Eine Untersuchung ist eingeleitet worden, um die Ursache der Explosion auszufinden und die Verantwortlichkeit festzulegen.

— **Bei einem Sitzstreik in Nord Chicago** kam es zu einer Niederlage von Polizisten und Hilfssheriffen, welche die Sitzstreiker aus zwei Fabriken zu vertreiben suchten.. Mehrere Personen wurden verletzt und Gouverneur Horner von Illinois hat sein Eingreifen in Aussicht gestellt, um den Frieden herzustellen.

— **Washington. Die „Foreign Policy** Association" erklärte, aus einem Ueberblick über 60 Nationen gehe hervor, daß die Ausgaben für militärische Zwecke sich in den letzten zwei Jahren verdoppelt hätten. Die Ausgaben für Rüstungszwecke betrugen 1934 fünf Milliarden Dollars und stellten sich 1936 auf nahezu elf Milliarden Dollars.

— **Warschau. Die Gefahr des Eintre**tens einer Brotknappheit in Polen veranlaßte die Regierung zum Erlaß eines Verbotes der Ausfuhr von Roggen und Roggenmehl bis zur Einbringung der nächsten Ernte.

— **„Ich glaube nicht an einen Krieg** in Europa," erklärte in New York der Herzog von Marlborough bei seiner Ankunft mit der „Berengeria" aus England kurz vor seiner Weiterreise nach Florida, wo seine Familie ihn schon erwartete.

„Ein solcher Krieg ist überhaupt nur zwischen Deutschland und Rußland denkbar," fuhr er fort, „und Deutschland will keinen Krieg, davon bin ich überzeugt."

— **London, Ont. Hier wurde soeben** die erste Tankschule Canadas eröffnet. Sie dient dem Zweck, den Rekruten militärische Ausbildung in der Bedienung von Panzerwagen zu erteilen.

— **Winnipeg, Man. Mit üblichen Ze**remonien wurde die erste Session der zwanzigsten Legislatur von Manitoba eröffnet, Leutnant-Gouverneur W. J. Tupper, K. C., verlas die Thronrede, in welcher eine Revision der provinzialen Einkommensteuerskala zugunsten der Steuerzahler mit kleinem Einkommen vorausgesagt wurde. In Einzelfällen, wo die Einkommensteuer besonders schwer drückt, soll diese gänzlich aufgehoben werden.

In der Thronrede wurde ferner auf die schwierige Finanzlage der Provinz hingewiesen und angedeutet, daß die Regierung sich bestrebe mit den Gläubigern ein Uebereinkommen zu treffen zur Herabsetzung des hohen Zinsfusses und auch auf finanzielle Unterstützung von der Dominion-Regierung rechne.

Von der Regierung werden Maßnahmen zur Behebung der Arbeitslosigkeit, zur Verhütung von Streiks, zur Schuldenregelung usw. eingebracht und der Legislatur vorgelegt werden. In dieser Session der Legislatur wird auch die Einrichtung genossenschaftlicher Kreditvereinigungen angestrebt.

Robert Hawkins, Abgeordneter für d. Wahlkreis Dauphin, wurde zum Sprecher des Hauses ernannt.

— **Warschau. Ministerpräsident Her**mann Goering befindet sich zur Zeit in Polen, wo er sich auf Einladung des polnischen Staatspräsident Moscicki an einer Staatsjagd in Bialowicza beteiligt. Der deutsche Staatssekretär Körner befindet sich in seiner Begleitung. Vor seiner Abreise zu der Staatsjagd haate Goering eine zweistündige Aussprache mit Marschall Rydz-Smygli.

— **Im Canadischen Parlamente ver**teidigte der Verteidigungsminister Ian Mackenzie, unterstützt von Premier Mackenzie King und anderen Mitgliedern der Regierung und des Parlamentes das Regierungsprogramm für Aufrüstung, für welche vom Parlamente die Bewilligung der Summe von $35,000,000 gefordert wurde. In graphischen Worten zeichnete er ein Wortbild eines feindlichen Flugzeugüberfalls auf die Getreidespeicher und Lagerhäuser Canadas, d. Bombardierung unserer Häfen durch feindliche Bombenflugzeuge usw. Er erklärte die erhöhten Ausgaben wären angesichts der gegenwärtigen verworrenen Lage in Europa gerechtfertigt.

— **Toulon, Frankreich. Auf seltsame** Weise fand ein unterseebootsmatrose auf hoher See seinen Tod. Er trat gerade in dem Augenblick vor die Mündung einer Kanone, als beim Scheibenschießen ein Schuß abgegeben werden sollte.

— **Genf. Völkerbundsbeamte gaben** bekannt, daß Professor C. J. Burckhardt de Reynold von der Universität Zürich zum Oberkommissar des Völkerbundes für die Freistadt Danzig als Nachfolger des zurückgetretenen Sean Lester ernannt werden wird. Burckhardt hält am Internationalen Institut in Genf Vorlesungen über moderne Geschichte. Er gehört auch dem internationalen Komitee des Roten Kreuzes an.

— **Berlin. Reichsführer Adolf Hitler** bedeutete der privaten deutschen Automobilindustrie, daß ihr Fortbestand von ihrer Fähigkeit, das Reich von der Einfuhr ausländischer Automobile unabhängig zu machen, abhänge.

Indem der Führer für einen guten u. billigen „Volkswagen" eintrat, erklärte er den Kabinettministern, Diplomaten und anderen hervorragenden Persönlichkeiten, die zur Eröffnung der jährlichen Reichs-Automobil-Ausstellung eingeladen waren:

„Es ist mein unerschütterlicher Wille, die deutsche Automobil-Industrie von der Unsicherheit der internationalen Importe unabhängig zu machen. Ich werde sie auf eine sichere und solide einheimische Grundlage stellen. Entweder ist die Privatindustrie fähig, diese Probleme zu lösen, oder sie ist unfähig, weiter als Privatindustrie zu existieren."

London. Europa hat den Strom der Freiwilligen nach Spaniens „kleinen Weltkrieg" abgedämmt.

Einer weiteren Verstärkung der Streitkräfte auf beiden Seiten im spanischen Bürgerkrieg — der in den letzten sieben Monaten wiederholt einen allgemeinen Krieg in Europa herbeizuführen drohte — wurde durch internationales Uebereinkommen, das den 20. Feb. um Mitternacht in Kraft trat, ein Riegel vorgeschoben.

Portugal, das mit den spanischen Insurgenten sympathisiert, hat sich anfangs geweigert, an dem Nichteinmischungsplan der 26 europäischen Mächte teilzunehmen, hat sich jedoch auf Veranlassung Großbritanniens nunmehr bereit erklärt, englische Beobachter an der portugiesisch-spanischen Grenze zuzulassen.

Die aktuelle Ueberwachung der Grenzen durch internationale Mannschaften und die Blockierung der spanischen Küste durch eine von sechs Mächten gestellte Marine-Patrouille soll am 6. März beginnen, und gut unterrichtete Beobachter sind überzeugt davon, daß bis dahin alle Einzelheiten des Planes in befriedigender Weise geregelt werden.

In England, Deutschland, Belgien, Frankreich, Italien, wie auch in der Tschechoslowakei und anderen Ländern sind Maßnahmen zur Verhinderung der Rekrutierung von Freiwilligen bereits in Kraft getreten. Die Tatsache, daß auch in Portugal ein scharfes Verbot gegen die Anwerbung von Kriegsfreiwilligen für den spanischen Bürgerkrieg erlassen wurde, wird als Anzeichen dafür betrachtet, daß die Lissaboner Regierung sich dem Uebereinkommen der Mächte rückhaltslos anschließen wird. Die definitive Entscheidung in dieser Frage wird den 1. März erwartet.

— **Washington. Der Abgeordnete Sa**muel Pettengill, Demokrat von Indiana, hat die Führung im Haus übernommen, um gegen Präsident Roosevelts Plan, die Zahl der Mitglieder des Oberbundesgerichts zu erhöhen, zu arbeiten. Pettengill war von der Staatslegislatur von Indiana ersucht worden, für den Plan Roosevelts zu stimmen.

— Wie das „Pomereller Tagblatt" Nr. 9. erfährt, wurde eine kommunistische Bauern-Organisation in Polen wegen staatsfeindlicher Tätigkeit aufgelöst und verboten. Maueranschläge in Warschau machten die Bevölkerung aufmerksam, daß diese sogenannte Bauernpartei, die seit längerer Zeit von der Kommunistischen Partei geleitet wird, einen Umsturz der bestehenden Ordnung in Polen im Sinne der kommunistischen Partei vorbereitete. Die Bevölkerung wird gewarnt, dieser Partei anzugehören oder sich für sie zu betätigen.

— In dem in New York erscheinenden „Deutschen Weckruf und Beobachter" Nummer 25 wird ausführlich über eine Riesenkundgebung d. Amerika-Deutschen Volksbunds, die mit italienischen, ukrainischen und weißrussischen Organisationen gemeinsam veranstaltet wurde, berichtet. Alle Teilnehmer der Veranstaltung waren vereint in dem Bestreben d. zunehmenden bolschewistischen Verseuchung, die auch in Amerika erkennbar ist, einen Damm entgegenzusetzen. Neben der amerikanischen Flagge waren auf der Bühne die Farben des neuen Deutschlands, des alten Rußland, der Ukraine, Italiens, Polens und Spaniens zu sehen.

— Paris. Deutschland ist angeblich zu einem neuen westeuropäischen Friedenspakt bereit. Die Vorverhandlungen sollen von Dr. Hjalmar Schacht, dem Reichswirtschaftsminister, eingeleitet werden, der nach Paris kam, um den neuen deutsch-französischen Handelsvertrag zu unterzeichnen.

Dr. Hjalmar Schacht ist von der Regierung in Berlin zum Sonderbotschafter ernannt worden, um die Vorschläge für das großzügige westeuropäische Abkommen entgegenzunehmen.

Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, waren Frankreich und England darin übereingekommen, daß Deutschland den ersten Schritt tun muß, um den diplomatischen Frieden herzustellen. Die beiden Mächte wollen den Reichsführer Adolf Hitler zwingen, mit einer klaren und deutlichen Erklärung über seine kolonialen und wirtschaftlichen Forderungen herauszukommen.

In französischen Kreisen wird erklärt, daß man sich zu einer festeren Haltung entschloß, als Hitler die französischen u. englischen Angebote wirtschaftlicher Hilfe unbeachtet ließ. Wenn Hitler in Zukunft etwas will, muß er darum fragen. Man wird ihm kein Angebot mehr machen.

Die Regierung in Paris und London sind beide überzeugt, daß Deutschland Angebote und Vorschläge für einen westeuropäischen Friedenspakt machen wird.

— San Francisco. Der Unfall beim Bau der Golden Gate-Brücke, der zum Tode von 10 Arbeitern führte, wird nunmehr von vier verschiedenen Behörden untersucht. Die Leitung der Pacific Bridge Co. leugnet von Mitgliedern der staatlichen Kommission für industrielle Unfälle zweimal gewarnt worden zu sein, daß das fragliche Gerüst nicht sicher sei.

Die Arbeiten an der Brücke wurden bis nach Ausbesserung oder Ersatz des zerissenen Netzes eingestellt.

Der Bau der riesigen „Golden Gate" Brücke bei San Francisco hat nunmehr mindestens zehn weitere Menschenleben gekostet.

Ein bereits vor einigen Tagen als nicht sicher genug bezeichnetes fahrbares Baugerüst geriet mit einem seiner Räder von dem als Geleis dienenden Stahlträger und stürzte mit den Arbeitern und schweren Materialen in das unter der Brücke gespannte, über eine Meile lange Fangnetz. Das Netz war dieser ungeheuren Belastung nicht gewachsam und riß an einem Ende ab. Im nächsten Augenblick verschwanden die Arbeiter zwischen den Trümmern und in das Netz verwickelt in 200 Fuß unter der Brücke schäumenden Fluten.

— Nach Meldung des „Pommereller Tagblattes," Pommerellen, Nr. 14, aus Warschau, teilt das dortige Blatt „Maly" mit, daß es aus glaubwürdigen Quellen erfahren habe, die Komintern habe dieser Tage beschlossen, für die Pressehetze in den benachbarten Ländern der Sowjetunion erhebliche Geldmittel auszuwerfen. Für Polen seien 2 Millionen tschechische Kronen bestimmt worden. In diesem Zusammenhang weist die Zeitung auch darauf hin, daß in den Tagen in Warschau ein neues linksradikales besonders billiges Blatt erscheinen werde. Anfang Januar habe man bereits zwei neue Marxistische Blätter in Warschau gegründet. Das „Pommereller Tagblatt" fügt hinzu, daß bekanntlich vor einiger Zeit auf dem Freimaurerkongreß in Prag eine finanzielle Unterstützung für die Gründung neuer Volksfront Zeitungen in Polen beschlossen worden sei.

— Rom. Anläßlich der Geburt des ersten Sohnes von Kronprinz Umberto hat König Victor Emanuel jetzt eine Amnestie verkündet, die sich auch auf einen Teil der politischen Gefangenen erstreckt; man wies diese aber unverzüglich darauf hin, daß sie zu „friedlicher Arbeit" zurückkehren und sich der politischen Betätigung enthalten sollen.

— Prag. Eine Beilegung der Schwierigkeiten zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei schien ihrer Verwirklichung nahe. Die Prager Regierung hatte nämlich ein aus vier Punkten bestehendes Programm angenommen, daß geeignet sein dürfte, den Reibereien zwischen den deutschsprachigen und tschechischen Elementen innerhalb dieser Nation ein Ende zu machen.

— Berlin. Der deutsche Botschafter in Rußland, Graf Friedrich von Schulenburg, wurde beim russischen Außenkommissariat dringend vorstellig wegen des Schicksals der 25 deutschen Staatsangehörigen, die ohne jedes Gerichtsverfahren festgenommen wurden, wurde hier bekannt. Schulenburg wurde weiterhin dahingehend vorstellig, daß ein Beauftragter der deutschen Botschaft in Moskau mit den Gefangenen in Verbindung treten kann.

Es wird behauptet, daß die Genannten im Zusammenhang mit der großen russischen Säuberungsaktion festgenommen wurden, von der die kürzliche Erschießung von 13 prominenten Bolschewisten und die Verurteilung von weiteren vier zu langjährigen Gefängnisstrafen nur einen Teil bildet. Wahrscheinlich sind sie der Sabotage und Spionage verdächtig.

— Nanking, China. Die Mitglieder des Zentral-Vollzugs-Ausschusses der Kuomingtong genannten Regierungspartei haben gegen den Plan des Generalissimus Tschiang Kai-Schek, seinen Entführer, Marschall Tschang Hsueh-Liang, zum Kriegminister zu ernennen, lebhaft protestiert und beinahe eine Revolte inszeniert. Wütende Delegierte machten dem Generalissimus politische und Opportunismus zum Vorwurf.

— Die in Kowno erscheinenden „Deutschen Nachrichten für Litauen" Nr. 1 teilen mit, daß von unterrichteter Seite verlautet, daß das litauische Landwirtschaftsministerium die Absicht hat, nach deutschem Muster ein Erbhofgesetz zu erlassen. Die diesbezüglichen Vorbereitungen sollen bereits in Angriff genommen worden sein.

— **Washington.** **Präsident W. Green** von der American Federation of Labor wurde aus dem Verbande der Vereinigten Grubenarbeiter von dem Politik-Komitee der letzteren ausgeschlossen nach einstimmiger Annahme einer Resolution, in der er wegen „insultierender, streikbrechender Angaben" verurteilt wurde.

In der Resolution werden die amerikanischen Arbeiter aufgefordert, Green und seinen Freund Col. John P. Frey zurückzuweisen und dieselben als Personen zu bezeichnen, die nicht fähig seien, die Arbeiter in diesem Lande in irgend einer Weise zu repräsentieren.

Frey, der an der Spitze des Metallhandwerks-Departements der Federation steht, verurteilte die Erledigung des Streiks der Automobilarbeiter der General Motors Korporation.

Er bezeichnete dieselbe als eine Kapitulation von John L. Lewis und anderer Streikführer an die Korporation.

Die Spaltung in den Reihen der organisierten Arbeiterschaft hat sich mehr und mehr erweitert und schließlich Ausmaße angenommen, wo eine Einigung kaum mehr möglich erscheint. So stehen die Dinge am Vorabend eines neuen Streiks, der in der Kohlenindustrie droht und ausbrechen wird, falls die Bergwerkbesitzer die von Lewis gestellten Forderungen nicht bewilligen.

Ein neuer Keil wurde heute zwischen die berufsständigen Gewerkschaften — Mitglieder der Amerikanischen Arbeiterfederation — und die industriellen Gewerkschaften, vertreten durch das Komitee für industrielle Organisation, getrieben, und zwar dadurch, daß Präsident William Green und John Lewis ihre persönliche Fehde wieder aufnahmen.

— **Gibralter.** **Der spanische Faschisten**führer General Francisco Franco bereitet eine große Offensive vor, um Madrid zu nehmen und den Bürgerkrieg zu beenden.

— **Kansas City.** **Aufgepeitscht von ei**nem starken Südwestwinde, wälzten sich schwarze Staubwolken von Oklahoma nach New Mexico und Kansas, wo die frühzeitige Schneeschmelze bereits vorüber ist.

Die wirbelnden Sandmassen verdunkelten die Sonne, so daß bei Wichita, Kansas, gegen Mittag finstere Nacht herrschte. Gegen Abend waren auch Alva, Waynoka, Elk City und Clinton Oklahoma, unter schwarzem Staub- und Sandwolken verschwunden.

1937.

stehen
neuen
droht
Berg-
n For-

wischen
ten —
beiter-
n Ge-
Komi-
, ge-
äsident
s ihre
men.

chtsten.
berei-
n Ma-
rieg zu

von ei-
ten sich
lahoma
wo die
s vor-

erdun-
Wichita,
Nacht
ch Al-
Clinton
b- und

s 037

kaufen,
sind in
kaufen.
in, weil

atteries

s finden
r Lage,

t.

$875.00
895.00
695.00
895.00
295.00
825.00
295.00
525.00
295.00
195.00
200.00
175.00
100.00
50.00
75.00
175.00
150.00
95.00
185.00
45.00

$850.00
450.00
800.00
275.00
550.00
200.00
125.00
200.00
200.00
150.00
225.00
85.00